CARE affair

care

ISSN 2511-5146

Macht

Chefredaktion & Projektleitung	Sabine Wilke (wilke@care.de)
Art Direction	Jens Mennicke (mennicke@studiomennicke.com)
Design	Jens Mennicke, Tanja Geltsch @ Studio Mennicke
Illustration	Tanja Geltsch @ Studio Mennicke, Pia Zölzer S. 69–72
Druck	Lehmann Offsetdruck, Norderstedt

CONTRIBUTORS

Anika Auweiler, Daniel Al-Ayoubi, Eliana Böse, Jennifer Bose, Stefan Brand, Marc Engelhardt, Anja Engelke, Prof. Dr. Ruth Hagengruber, Sven Harmeling, Rakiétou Hassane Mossi, Anica Heinlein, Esther Sophie Henn, Dr. Wolfgang Jamann, Johan Mooij, Bettina Rühl, Simone Schlindwein, Mia Veigel, Elissa Webster

Recherche und Unterstützung: Leah Bibi Hanraths Kurmoo, Bettina Meinardus, Ninja Taprogge, Verena Wilke

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht immer die Meinung des Herausgebers wieder.

In diesem Magazin wird aus Gründen der Lesbarkeit auf die konsequente Doppelnennung von männlicher und weiblicher Form verzichtet. Wir nutzen – wenn beide Geschlechter gemeint sind – in willkürlicher Abwechslung entweder die weibliche oder die männliche Form und möchten damit dazu beitragen, dass beide Formen als Standard für beide Geschlechter verstanden werden.

Dieses Magazin wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg, vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers.

Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.

KONTAKT

CARE Hauptgeschäftsstelle
Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn
Tel.: 0228 9 75 63-0
info@care.de, www.care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.
37, rue Glesener, L-1631 Luxemburg
Tel.: +352 26 20 30-60
info@care.lu, www.care.lu

SPENDEN

IBAN: DE 93 3705 0198 0000 0440 40
BIC: COLSDE33
www.care.de/spenden

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg.
Copyright © 2018. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

Titelmotiv: Omar Victor Diop, Albert Badin, 2014, Série Diaspora, © Omar Victor Diop, Courtesy galerie MAGNIN-A, Paris, Foto (rechts) Portrait Badins von Gustaf Lundberg, 1775 © Nationalmuseum Stockholm

„Des gens qui ont réussi à se créer des lendemains nouveaux“ *

Auf unserem Titel zu sehen ist Omar Victor Diop.
Der senegalesische Künstler und Fotograf setzt sich in der Serie „Diaspora“ mit der Geschichte afrikanischer Persönlichkeiten auseinander. Diese haben im Barock oder der Renaissance in Europa gelebt und sind meistens als Sklaven oder „Geschenke“ dort angekommen. Er fotografiert sich in ähnlicher Pose, wie die Männer auf historischen Gemälden dargestellt wurden. Und er ergänzt die Inszenierung mit Accessoires aus der Fußballwelt – dem Sehnsuchtsort junger Afrikaner, wenn sie von Europa und der Migration träumen.
Im Titelmotiv inszeniert er sich als Adolf Ludvig Gustav Fredrik Albert Badin. Der am Hof von Prinzessin Sophia Albertine von Schweden als Badin bekannte Diener erlangte im 18. Jahrhundert Berühmtheit.
„Ich wollte diese reichen historischen Charaktere einbringen in die aktuelle Debatte um die afrikanische Diaspora und die Thematik der Migration, Integration und Akzeptanz“, sagt Diop.

* Menschen, die sich ein neues Morgen erschaffen haben

CONTENTS

8 ← Leitartikel: Macht
Sphären der Macht. Und was in diesem Magazin steckt.

18 ← Ein selbstloser Akt?
Philosophische Gedanken über das Helfen.

23 ← Trouble in Paradise
Vanuatu, eine Postkartenidylle. Wirklich? Martha und Balkon erzählen.

28 ← Yes, we earn
Keine weißen Anzugträger: Erfolgreiche Unternehmerinnen in Großaufnahme.

34 ← Der Tsunami
Pöbeln, beleidigen, lügen: Was tun, wenn der Hass im Netz Wellen schlägt?

38 ← Die Evolution der Macht
Reiche Eliten, die den Kontinent regieren. Junge Afrikaner, die dagegen auf die Straße gehen.

44 ← „Mit dieser Viertelstunde müssen wir arbeiten“
Wie mächtig ist die Tagesschau? Ein Gespräch mit Chefredakteur Dr. Kai Gniffke.

48 ← Wenn uns die Hände gebunden sind
CARE ist politisch neutral und stellt trotzdem Forderungen an die Politik. Wieso?

55 ← Ein weiterer Tag im Jemen
Johan Mooij ist humanitärer Helfer. Sein Tagebuch erzählt vom Alltag im Krieg.

58 ← Richtung Süden
Der Norden hilft, dem Süden wird geholfen? Zeit für neue Strukturen – auch bei CARE.

62 ← Macht der Bilder
Woran erkennt man Bildmanipulationen? Wem nützen sie? Ein Spezialist berichtet.

65 ← POWER!
Sonne, Wind und Wasser sind die Zukunft. Nicht nur in Afrika.

69 ← Schreibwettbewerb „Macht“
CARE proudly presents: Die Gewinnerinnen des Schreibwettbewerbs und ihre Texte.

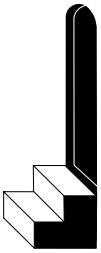
74 ← Diktatoren als Türsteher Europas
Die EU will Menschen nach Afrika zurückschicken. Und geht dabei Deals ein, die viel von Macht erzählen.

83 ← Polygamie
Ich, du und die Andere. Wie fühlt es sich an, den Partner zu teilen? Ein Interview, drei Perspektiven.

92 ← Auf ewig ungebunden
Ein Beziehungstipp der anderen Art. Die Dauerspende hat richtig Power.

94 ← Ich Chef, du Nix.
Wer Tee pflückt, hat nichts zu sagen? Stimmt so nicht mehr in Sri Lanka.

100 ← Immer diese Elendsbilder
Magere Ärmchen, aufgeblähter Bauch. Bilder voller Klischees. Was sagt eine Helferin, die von vor Ort berichtet?



106 ← Macht Geld!
Wenn Helfer zu Bettlern werden: internationale Geberkonferenzen.

108 ← Mein Waisenprojekt, mein Lebenslauf
Ich tue was Gutes an einem schönen Ort. Was Volunteer-Tourismus mit den Beteiligten macht.

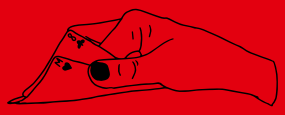
112 ← Was wurde aus …
Besnik Leka aus dem Kosovo, den wir aus CARE affair #7 kennen?

114 ← Autoren
Wer macht mit beim Magazin? Wir stellen unsere Autoren vor.

116 ← Kiosk & Dialog
Lob, Kritik, Bestellung weiterer Ausgaben? Hier steht, wie das geht.

2 ← Impressum

EDITORIAL



Liebe Leserinnen und Leser,
was hat sich CARE da für ein Thema für CARE affair ausgesucht? Vielleicht wundern Sie sich einen Moment, um dann aber zu erkennen, dass die Arbeit von CARE sehr viel mit Macht und ihrer Verteilung in der menschlichen Gesellschaft zu tun hat. Die Arbeit einer humanitären und entwicklungspolitischen Organisation findet oft in Kontexten statt, in denen die ungleiche Verteilung von Macht und fehlende Gerechtigkeit Menschen ihrer Entwicklungsmöglichkeiten berauben. Aus dieser Erfahrung heraus hat CARE formuliert: Armut ist Ungerechtigkeit!

Dabei ist Macht an sich weder gut noch schlecht. Macht ist, was man aus ihr macht.

Was heißt es denn überhaupt, Macht zu haben? Macht haben bedeutet im ursprünglichen Sinn etwas machen können – mit und für sich selbst aber auch für andere oder mit anderen. Jeder von uns hat also Macht in unterschiedlichem Umfang und in unterschiedlichen Situationen. Jeder von uns hat auch Macht über andere, zum Beispiel über unsere eigenen Kinder. Mit unserem Verhalten üben wir aber auch Macht über andere Menschen an weit entfernten Plätzen der Welt aus. Durch unseren Lebensstil tragen wir zum Klimawandel bei, der Menschen zwingt, ihre Heimat zu verlassen. Durch unsere Konsumentscheidungen üben wir Macht auf die Bauern und Bäuerinnen in Afrika und die Näherinnen in den Textilfabriken Asiens aus. Sind wir uns dessen auch immer bewusst?

Macht und Machtmissbrauch sind Gründe für seit Jahren stattfindende Kriege, etwa im Jemen, Südsudan oder Syrien. Wenn alle Mittel, über die wir als Hilfsorganisation zur Lösung dieser Krisen verfügen, erschöpft sind und wenn diese Konflikte mit unverminderter Härte weitertoben, unter Missachtung von Menschenrechten und internationaler Konventionen, dann ist das ein Gefühl von Ohnmacht.

Macht und Gerechtigkeit sollten Hand in Hand gehen. Sie sind untrennbar miteinander verbunden. Bereits im 17. Jahrhundert formulierte der französische Philosoph Blaise Pascal: „Die Gerechtigkeit ist ohnmächtig ohne die Macht; die Macht ist tyrannisch ohne die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit erfährt viel Widerspruch, wenn sie keine Macht hat, weil es immer böse Menschen gibt; die Macht wird angeklagt, wenn sie nicht gerecht ist. Man muss also die Gerechtigkeit und die Macht vereinigen, und dazu muss man bewirken, dass das mächtig sei, was gerecht ist, oder das gerecht sei, was mächtig ist.“

Macht ist in der deutschen Sprache weiblich: die Macht. Die Realität zeigt uns aber ein anderes Bild. Immer noch sind es vielerorts Frauen, die systematisch ausgegrenzt werden und denen wichtige Zugänge verwehrt werden. Mädchen müssen häufig als erste die Schule verlassen, um die Familien zu unterstützen. In vielen Ländern wird Frauen bis heute das Recht verwehrt, Land zu besitzen und sie bleiben dadurch in dauerhafter Abhängigkeit.

Macht ist vielschichtig. Manchmal offen ausgelebt aber auch sehr oft, gerade bei Machtmissbrauch, im Verborgenen agierend. Stereotype bedienend. Vorurteile bestätigend. Konflikte schürend. Aktuell müssen wir das auch in Deutschland erleben. Also höchste Zeit sich mit diesem Thema intensiver zu befassen.

Ich wünsche Ihnen anregende Gedanken bei der Lektüre. ●

Ihr Karl-Otto Zentel
CARE-Generalsekretär

Foto: Don Brodie

MACHT

Fünf Buchstaben, in denen ziemlich viel drinsteckt. Was ist Macht? Die meisten von uns assoziieren den Begriff sicher zunächst mit einem Bereich, der unser Leben im Alltag stark prägt: der Politik. Politik ist Macht, denn Politikerinnen gestalten das gesellschaftliche Zusammenleben. Aber Moment: Gibt es da nicht noch andere Kräfte, die Macht haben über uns? Na klar, das Geld, werden sich viele denken. Ob Kapitalismus, Sozialismus oder eine der vielen Abstufungen der beiden Wirtschaftssysteme: Geld bedeutet Macht. Die Welt, so scheint es, teilt sich auf in diejenigen, die genug Geld haben. Und diejenigen, die ums Überleben kämpfen müssen. Aber ist das schon alles? Wissen ist doch auch Macht, oder? Wer informiert ist, kann bessere Entscheidungen treffen, sich erfolgreicher im Wettbewerb positionieren. Wonach auch immer man strebt: Wissen bedeutet Handlungsfähigkeit, Halbwissen oder Nichtwissen liefert uns der Manipulation aus.

Ein kleiner Absatz zu Beginn, der deutlich zeigt: Das Wort Macht ist facettenreich, und genau das macht es so interessant. Ist Macht per se gut oder böse? Oder einfach da? Als Politikstudent lernt man in den ersten Semestern die unterschiedlichen Theorien politischer Macht, von Machiavelli über Max Weber bis zu Hannah Arendt. Börsenmakler kennen die Macht der Märkte, der Geschwindigkeit von kleinen bis großen Erschütterungen. Bürger, die in demokratischen Systemen leben, übergeben ihre Macht mit ihrem Kreuz auf dem Wahlzettel an einen politischen Vertreter, der oder die ihre Interessen durchsetzen soll – in einem Machtverhältnis, das gleichzeitig auch Minderheiten schützt. Bewohner autokratischer Länder oder Diktaturen sind gegenüber der Staatsgewalt ohnmächtig und erleben Willkür als Machtinstrument. Die Abwesenheit einer unabhängigen Justiz liefert sie quasi schutzlos dem Willen der Mächtigen aus. Und auch im Kleinen, in unseren eigenen vier Wänden und im Arbeitsalltag, erleben wir Macht und die Abwesenheit derselben. Wer entscheidet in einer Familie? In den meisten Fällen sicherlich letztendlich die Eltern, so sehr die Kinder vielleicht auch mit beraten dürfen. Minderjährig sein bedeutet, nicht die gleiche Macht zu haben wie ein Erwachsener. Und ein Angestellter hat weniger formale Macht als seine Vorgesetzte.

Apropos Angestellter: Wer im Netz nach Bildern zum Thema Macht sucht, findet zum einen bekannte Symbole, die den Begriff illustrieren: eine Krone, eine Faust, ein Zepter. Aber viele Bilder zeigen auch Situationen, die offensichtlich der Arbeitswelt entlehnt sind: Eine große Person, die auf eine Gruppe kleiner Menschen herunterschreit. Ein edler Budapester Lederschuh, der gleich auf einen Mann mit Anzug treten wird. Vielleicht sind wir in unserem beruflichen Umfeld am deutlichsten mit Macht konfrontiert. Hier gibt es klare Hierarchien, fast jeder von uns hat eine Chefin oder einen Chef. Die können vertrauensvoll, motivierend und anspornend sein. Aber weiter verbreitet ist doch das Bild des cholerischen Chefs, der immer mehr fordert, bis man selbst völlig erschöpft ist. Und sich doch vor Angst um seinen Arbeitsplatz nicht wehrt.

Dieses Magazin berichtet über viele Facetten von Macht, die CARE in seinem Umfeld und seiner Arbeit begegnen. Wir haben das Thema bewusst gewählt zu einem Zeitpunkt, als die Welt von vielen politischen Umwälzungen erschüttert wurde. Neue Regierungen in den USA und einigen Staaten Europas, der Brexit, andauernde Machtkämpfe in den Kriegsgebieten im Nahen Osten, Machtpoker um globale Herausforderungen wie den Klimawandel oder Steueroasen, zivilgesellschaftliche Proteste vielerorts, Fluchtbewegungen, Anklagen über systematischen sexuellen Missbrauch, scharfe politische Rhetorik, Terror. Die Liste ist lang. Warum beschäftigt sich eine Hilfsorganisation mit Macht? Sind wir nicht unpolitisch, parteilos, neutral und sollten das auch sein? Absolut. Aber Macht ist überall. Sie beginnt dort, wo sich zwei oder mehr Menschen gegenüberstehen. Geht von der Familie hin in die Gemeinde, betrifft soziale Klassen, Altersgruppen, die Geschlechter. Führt von der regionalen Verwaltung hin zur nationalen Politik, dann auf die internationale Bühne, wo auch wiederum Menschen aufeinander treffen. Wir können Macht nicht ignorieren. Wir müssen sie verstehen und ja – auch nutzen, um positive Veränderungen zu bewirken. Ein spannendes Thema, das hiermit sicher noch nicht zu Ende erzählt ist. Macht ist Ernst. Und betrifft eigentlich alles, was uns umgibt. Werfen wir einen Blick auf einige Machtsphären:

Ein eigenes Geschäft? Mable Chibala Kafwembe aus Sambia hat es geschafft. Was für die Witwe und Mutter von zwei Kindern finanzielle Unabhängigkeit bedeutet, ist für viele Frauen weltweit ein unerreichbarer Traum: eigenes Geld verdienen zu können und selbst zu entscheiden, wofür sie es ausgeben.

1

Foto: Peter Caton (links), Okke Bouwman (rechts)

DIE FAMILIE

In vielen Ländern der Welt herrscht in Familien eine klare Verteilung von Macht: Der Mann hat das Sagen. Weltweit verdienen Frauen im Durchschnitt fast ein Viertel weniger als Männer. Und leisten dabei zweieinhalbmal so viel unbezahlte Arbeit, etwa in der Pflege, Kinderbetreuung und im Haushalt. In 18 Ländern, so berichtet eine Studie des Weltwirtschaftsforums, darf eine Frau per Gesetz nicht ohne Zustimmung des Mannes arbeiten. Kinder haben ein Grundrecht auf Bildung, aber oft werden nur die Jungs zur Schule geschickt, während die Mädchen im Haushalt helfen müssen und früh verheiratet werden. Vater, Mutter, Kind – so lernen wir es in unserem Kulturkreis. Aber in vielen Weltregionen herrscht Polygamie, dort kann ein Mann mehrere Frauen heiraten. Auf Seite 83 fragen wir eine polygame Familie im Niger, was für sie Macht bedeutet. Und wir entführen unsere Leser in ein vermeintlich tropisches Paradies, nach Vanuatu im Pazifik. Was Martha und ihr Ehemann Balkon zu erzählen haben, davon erzählt unsere Reportage ab Seite 23.

2

Dieser kleine Junge lebt im Jemen. In dem Land auf der arabischen Halbinsel herrscht seit 2015 Bürgerkrieg. Auch ausländische Mächte mischen hier mit: in Militärkoalitionen, mit Waffenlieferungen und politischem Einfluss. Die Leidtragenden des Machtkampfes: die Bevölkerung.

DER KRIEG

Syrien, Südsudan, Jemen, Ukraine. Die Liste der Kriege, die derzeit weltweit geführt werden, ist lang. Und die Fronten verlaufen immer unübersichtlicher. Wer ist gut, wer ist böse? Wer bekommt von wem Waffen? Und wie kann den Zivilisten überhaupt geholfen werden? Krieg ist ein Schauplatz der Gewalt und Macht. Krieg wird geführt, um Macht zu erhalten oder zu gewinnen. Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit, so heißt ein altes Sprichwort. Und das zweite Opfer? „Uns sind die Hände gebunden“, berichtet Anica Heinlein ab Seite 48 und erzählt, wann Hilfsorganisationen politisch Einfluss suchen müssen, um ihre Arbeit leisten zu können. Wie der Alltag eines Helfers im Krieg abläuft, erzählt uns Johan Mooij aus dem Jemen in einem Tagebucheintrag ab Seite 55.

3

Die kleine Precious aus Simbabwe schaut dabei zu, wie ein Brunnen für ihre Gemeinde gebohrt wird. Den Moment, in dem frisches Wasser aus der Tiefe kommt, hat CARE aufgenommen. Auch, um unseren Spenderinnen konkret zu zeigen, was mit ihrem Geld möglich ist.

Foto: Timothy Buckley (links), Sofie Amalie Klougart (rechts)

DIE HILFE

2018 werden laut Schätzungen der UN weltweit über 18 Milliarden Euro für humanitäre Hilfe gebraucht. Der globale Markt für Kaugummi lag 2015 übrigens bei 21 Milliarden Euro. Viele der Krisen, von denen man in solchen Prognosen liest, wirken fremd und fern. Was nicht in der Tagesschau läuft, findet nicht statt. Der vielzitierte CNN-Effekt lässt sich immer wieder ablesen daran, wie viele Spenden Hilfsorganisationen für Katastrophen erhalten. Und gleichzeitig entscheiden institutionelle Geldgeber, also beispielsweise das Auswärtige Amt oder die Europäische Union, wie viele Gelder sie für welche Krisen bereitstellen. Welche Bühne ihnen sogenannte Geberkonferenzen bieten, erzählt Marc Engelhardt ab Seite 106. Und ab Seite 44 unterhalten wir uns mit Dr. Kai Gniffke, Chefredakteur der Tagesschau und der Tagesthemen. Er selbst sagt: „Wir sind nicht mächtig.“ Ob das wirklich stimmt? Und wie verhält es sich mit einer Spenderin, die ihr Geld regelmäßig und ohne Verwendungszweck „abgibt“ – welche Macht hat sie über die Verwendung ihrer Spende? Dem geht Daniel al-Ayoubi ab Seite 92 auf den Grund. Aber Moment: Ist Hilfe denn immer gut? Kann es nicht auch hier Machtmissbrauch geben? Ab Seite 18 nimmt uns Professor Dr. Ruth Hagengruber mit auf eine Reise durch die Philosophie der Macht.

Fröhliche afrikanische Kinder: Bilder von Hilfsorganisationen zeigen oft das Gegenteil. Was macht das mit unserer Vorstellung von Menschen und Regionen, die weit von uns entfernt sind? Die Macht der Bilder ist und bleibt sehr groß.

DIE VORURTEILE

„Immer diese Hungerbilder auf Spendenplakaten." Den Vorwurf hören wir häufig. Aber wie verhält man sich in einem Krankenhaus in Somalia, wenn man vor einem massiv unterernährten Kind steht und sich mit seiner Mutter unterhält? Und sie bittet, man möge der Welt von ihrem Leid berichten? Jennifer Bose ist für CARE in vielen Krisen der Welt unterwegs und schildert ab Seite 100 in einem persönlichen Essay über die Macht von Bildern den schmalen Grad zwischen Tatsachen und Klischees.

Das internationale Magazin Fortune kürt jedes Jahr die 500 erfolgreichsten Unternehmen. Ist da wohl auch eine Karrierefrau aus Sri Lanka dabei? Übliche Stereotype von Frauen aus Entwicklungsländern zeigen sie meist als Bäuerinnen, Mütter oder Überlebende von Gewalt. Unser Fotoessay ab Seite 28 zeigt eine andere Facette von Frauen: erfolgreiche Unternehmerinnen. Eine „Fortune 500"-Liste der etwas anderen Art.

Tausende Kilometer entfernt, doch WLAN bringt diese Mutter ihrem Kind ganz nah: Sie telefoniert aus einem Flüchtlingscamp in Griechenland nach Schweden, wo ihr 15-jähriger Sohn auf sie wartet. Das Internet verbindet, bildet, ermöglicht. Und es kann gleichzeitig Lügen und Hass verbreiten.

5

Foto: Anna Pantelia (links), Mauro Vombe (rechts)

DAS NETZ

Das Internet ist unser aller ständiger Begleiter für Informationen, den Austausch mit Freunden und Familie, zur Arbeit, zur Meinungsbildung. Und die Macht von Google & Co. ist schon häufig und eindringlich beschrieben worden. Wer aber auch mächtig ist: Die Hater und Trolle im Netz, die sich gegen Gruppen oder Themen richten. Teils subtil, teils offen zur Gewalt aufrufend. Ab Seite 34 erzählt Anika Auweiler davon, welche Dynamiken der Hass im Netz entwickelt. Und im Gespräch mit Aric Toller erfahren wir ab Seite 62, warum ein Bild manchmal nicht mehr sagt als tausend Worte. Er ist Experte für Fake Images, also gefälschte Bilder, die im Netz kursieren.

Dürre. Immer und immer wieder. Häufiger und heftiger. Die Realität für viele Frauen wie Teresinha Sumbane aus Mosambik. Der Klimawandel zeigt schon heute seine heftigen Folgen in vielen Ländern der Welt. Und wer kann ihn stoppen? Die Powerzentren der Welt, die großen CO2-Sünder. Und wir alle durch unseren Energiekonsum. Teresinha hat darauf leider wenig Einfluss. Sie muss mit den Konsequenzen zurechtkommen.

DIE ZUKUNFT

Von antiken Philosophen zu neuen Herausforderungen: „Energiekonzerne steuern seit Jahrzehnten eine Desinformationskampagne, um Zweifel am Klimawandel zu säen." Das konnte man in der Wochenzeitung Die ZEIT im Dezember 2017 lesen. Kein globales Thema ist dringender und braucht mehr Kooperation und Einsicht als die globale Erwärmung und ihre dramatischen Folgen. Bei keinem anderen Thema drängt die Zeit so sehr. Die mächtigen Energieriesen, die weiter in fossile Brennstoffe investieren, setzen unser aller Zukunft aufs Spiel. Mächtige Staaten wie China und die USA, aber auch die Europäische Union, haben großen Einfluss darauf, welche Regeln auf dem globalen Parkett in Sachen Emissionen und Klimaschutz verabredet werden. Im Zweifel eben solche, die ihre eigene Wirtschaftsmacht nicht schwächen. Ab Seite 65 berichtet Sven Harmeling, wie der Klimaschutz mehr Power erhalten kann – durch regenerative Power, also grünen, nachhaltigen Strom. Und durch lokales Engagement, sei es in Afrika oder bei uns.

2015 Richtung Europa: Flüchtlinge stehen vor der geschlossenen serbisch-ungarischen Grenze.

2017 Flucht nach Uganda: Frauen und Kinder aus dem Südsudan tragen ihr Hab und Gut über die Grenze.

Fotos: Peter Caton/CARE (oben), Laura Gilmour/CARE (unten)

7

DAS WIR. UND DIE ANDEREN

Wohlstand für alle, Gleichberechtigung, Partnerschaft auf Augenhöhe. Darum geht es in der Entwicklungszusammenarbeit, die doch immer wieder in die Kritik gerät. Das Machtgefälle zwischen dem so genannten reichen Norden und den ärmeren Ländern des Südens manifestiert sich an vielen Orten. Auch in der Struktur von internationalen Hilfsorganisationen, deren Mitglieder noch häufig in „Geber“ und „Empfänger“ aufgeteilt sind. Doch es tut sich einiges, berichtet Dr. Wolfgang Jamann, der bis Ende 2017 der Generalsekretär des Bündnisses CARE International war, ab Seite 58. Der Süden kommt endlich mit an den Tisch.

Exotische Länder bereisen und gleichzeitig den Lebenslauf auffrischen – dieses Konzept geht für viele junge Menschen auf. Sie machen Volunteer-Tourismus. Was das ist und warum man skeptisch sein sollte, berichten Mia Veigel und Eliana Böse ab Seite 108. Und in einem Essay (Seite 38) schildert die Korrespondentin Bettina Rühl, wie Afrikas Eliten durch junge Aktivisten herausgefordert werden. A propos Afrika: Geld gegen Grenzschutz, so lautet die Rechnung der Europäischen Union in der Kooperation mit afrikanischen Ländern. Simone Schlindwein schildert ab Seite 74, wer welche Interessen verfolgt – und was das für das Menschenrecht auf Asyl bedeutet. ●

Ein selbstloser Akt?

Von PROF. DR. RUTH HAGENGRUBER

Philosophische Gedanken über das Helfen.

Der Beginn des 21. Jahrhunderts wurde von einer Woge der Antiglobalisierungsdiskussionen überrollt. Unter anderem wurden die weltweiten Hilfsprogramme kontrovers diskutiert und ihr Zweck in Frage gestellt: Entwicklungshilfe zeigte sich als moderne Form des Kolonialismus mit entsprechend desaströsen Effekten. Anstatt zu helfen, wurde Abhängigkeit zementiert und Korruption genährt.

Zehn Jahre später liegen Analysen vor, die uns helfen zu verstehen, wann und warum Hilfe notwendig ist und wo sie unterbleiben kann.

Die Frage nach dem Sinn und Zweck der Alimentation, ihrer Notwendigkeit und ihren Grenzen gehört schon immer zur philosophischen Debatte über Hilfspflichten. John Locke und Adam Smith haben dazu dargestellt, dass ein notwendiger Zusammenhang zwischen der Produktion und der aus ihr fließenden moralischen Berechtigung der Konsumption besteht. Dieses Argument nahm die feministische Journalistin Charlotte Perkins Gilman im 19. Jahrhundert zum Anlass, um die Frauenfrage kritisch zu debattieren. Es sei eine kulturelle Perversion, wenn Mitglieder der Gemeinschaft von der Produktion ausgeschlossen blieben und nur konsumierten. Frauen hätte man auf diese Weise jeden realistischen Zugang zur Einsicht in ökonomische Abläufe verweigert, die sie gar nicht mehr nachvollziehen könnten.

Die Hilfe, wie sie heute von Staaten an andere Staaten geleistet wird, hat den Charakter der Unterstützung, die aus einer partikularen Konfliktsituation hervorgeht, verändert. Sie ist nahezu so institutionalisiert, wie es die Abhängigkeit der Frauen ist.

Der kulturell organisierte Ausschluss der Frauen aus der Produktion scheint sich jedoch „aus der Natur“ und über alle Ländergrenzen hinweg institutionalisiert zu haben.

Mit dem Helfen ist es eine schwierige Sache. Die Frage, ob, wo und wann Hilfe überhaupt angebracht ist, wurde schon in den ersten Staatsentwürfen aufgeworfen. In der platonischen Politeia äußert der wohlhabende Bürger Polemarchos auf die Frage, was einen Staat gut mache, dass dies nicht schwer zu beantworten sei; *„es sei die Pflicht, Freunden zu helfen und Feinden zu schaden“*. Zudem erklärt sich der arme Sokrates als reich im Vergleich zu jenem, der das Hundertfache besitze, doch ständig um Hilfe gebeten werde. Natürlich hat noch heute Hilfspolitik mit Freundespolitik zu tun. Ist also der Wille zu helfen selbst schon eine imperiale Idee?

Richtig ist, dass sich viele Menschen weigern, Hilfe anzunehmen. Eine Haltung, die man „Stolz“ nennen kann, oder aber auch eine Form von Vorsicht, nicht in Abhängigkeiten zu geraten. Selbst die gut gemeinte Hilfe ehrt den Geber, nicht den Nehmer, auch wenn dieser völlig unschuldig in diese Situation geraten ist. Wann ist Hilfe angebracht? Ungerechtigkeit abzuhelfen und Not zu mindern ist eine Menschenpflicht. Es ist eine Pflicht, die jeden einzelnen betrifft, es ist aber auch ein Recht jedes einzelnen Menschen, dass er sein Leben erhalten kann.

Es lohnt sich immer wieder, zu den Schriften der Antike zurückzukehren. Herrschaft und Macht werden im idealen Fall in Klugheit verbunden. Die durch die Bürger verliehene politische Macht tritt damit an die Stelle der Herrschaft durch Gewalt. Künftig soll die politische Herrschaft nicht als Gewaltherrschaft, sondern als die Herrschaft der Besten realisiert werden. Die Idee der Gleichheit der Geburt und der Vorrang aufgrund persönlicher Leistung werden zur Grundlage der demokratischen Gleichheitsidee im antiken Athen. Sie drückt die Forderung aus, dass jenseits der gesellschaftlich etablierten Ordnungen, also jenseits von Geburt, Klasse und Clan, eine Grundlage der Machtausübung konstituiert werden solle, die auf Tugend und Einsicht beruht. Schon hier wird die von Menschen ersonnene Alternative gegen Gewalt als Machtinstrumentarium konstituiert. Sie erfordert beides, die Ermächtigung des Individuums als Gleicher und die Bestimmung der Herrschenden, die die Macht ausüben, nach den Kriterien der Exzellenz. Das Individuum soll zum Urheber der politischen Gestaltung und Verantwortung werden und durch seine Fähigkeiten das Leben der Menschen prägen, wie es zuvor Familie, Sippe oder territoriale Gemeinschaft taten. Die weitreichenden Folgen, die aus diesen Ideen abgeleitet werden können, sind immer noch atemberaubend. In wie vielen Ländern, selbst in solchen, die sich formal bereits demokratischer Staatsführung rühmen, zählt die Hierarchie der Geburt für den Lebensverlauf eines Individuums weit mehr als der Grundsatz der Gleichheit?

Interessanterweise verknüpfte die Antike die Idee der Gleichheit mit der Idee der Autarkie. Autarkie, die Einsicht in die Notwendigkeit der Selbstherrschaft, ist ein genuiner Teil dieser Freiheit. Nur wer sich selbst beherrscht und darin nicht von anderen abhängig ist, ist auch zu politischer Herrschaft befähigt. Machtmissbrauch beginnt dort, wo Macht über eine Person ausgeübt wird, der die Befähigung, sich selbst zu ermächtigen, abgesprochen oder vorenthalten bleibt. Geschenke, Abhängigkeiten und Versprechen locken zur Aufgabe der Selbstermächtigung. Die Selbstermächtigung, die für jede Person gefordert wird, zielt auf die Vervollkommnung der Fähigkeiten des Individuums und hofft, dass diese – im Rahmen ihrer eigenen Möglichkeiten – sich und anderen die Macht gibt. Bildung und Erziehung sind damit das einzig legitime Mittel der Hilfe, denn sie zielen idealerweise auf nichts anderes, als darauf, diese Selbstermächtigung zu ermöglichen.

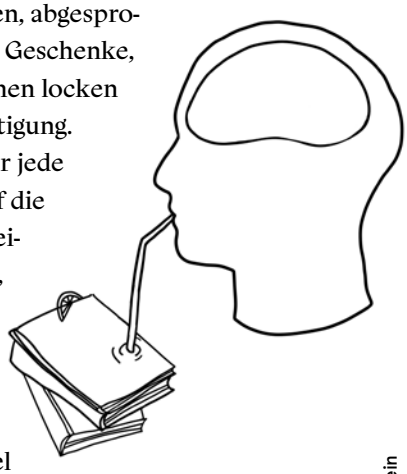


Foto: Evelyn Hockstein

An die Stelle der Distribution von Hilfsgütern trat in der internationalen Entwicklungshilfe die Idee der verpflichtenden Entwicklung von Fähigkeiten und Fertigkeiten. 2014 wurde die UNESCO Roadmap Education for Sustainable Development entwickelt. Die Ermächtigung des Einzelnen wurde zum Wohlstandsfaktor. Ausgaben für Bildung stellen eine Investition dar, die das Wirtschaftswachstum stärkt, die Produktivität steigert, die persönliche und gesellschaftliche Entwicklung fördert und soziale Ungleichheiten verringert. Weltweit ist der Zusammenhang zwischen der Höhe des Bildungsstandes und der Höhe der Erwerbstätigenquote festzustellen – und dies gilt wiederum sowohl für die Gesamtbevölkerung als auch für eine gesonderte Betrachtung von Männern und Frauen. Der

Der Klassenraum als Machtzentrum? Diese Mädchen in Haiti sitzen stolz in ihrer Schule. Sie legen morgens lange Wege zu Fuß zurück, um am Unterricht teilnehmen zu können. Geschätzte 40 Prozent der Bevölkerung des Karibikstaates sind Analphabeten. Wer lesen und schreiben kann, dem stehen mehr Türen offen. Der kann sein Leben selbstständiger gestalten.

einzig mögliche und gerechtfertigte Export von Hilfe ist Bildung. Es ist die einzige Form, Hilfe zu leisten, die nicht als Machtmissbrauch die Kehrseite der Medaille demonstriert.

Hilfe als Befähigung, ein menschliches Leben zu leben, ist ein hehrer Gedanke. Hier soll eine Entwicklung zu einer Selbstständigkeit führen, die zur Ausübung der eigenen Rechte und Möglichkeiten befähigt und damit zugleich Menschen in die Lage versetzt, sich aus freiem Willen einer Macht zu unterwerfen, beziehungsweise, eine Macht als solche anzuerkennen, ohne ihr willenlos unterworfen zu sein. Mit dieser neuen Auffassung von Rechten und Pflichten verändert sich unser Verständnis von Armut und entsprechend unsere Vorstellung, wie Armut überwunden werden kann. Unser Denken wendet sich vom Quantitativen zum Qualitativen. Wenn Hilfe in dieser Weise verstanden wird, dann muss sich die Bereitstellung von Hilfsgütern ebenso ändern.

In der Debatte „Our Creative Diversity" entbrannte eine intensive Diskussion, wie im Rahmen der Hilfsmaßnahmen kulturelle Gepflogenheiten behandelt werden sollen. Woher ließ sich das Recht begründen, das es den Menschen möglich machen sollte, sich gegen eine Kultur zu schützen, die sie verletzte, wenn sich diese Kultur, der sie angehörten, doch auf Rechte bezog, die genau das behaupteten? Wie rechtfertigen sich die abendländischen Ideen vom Recht auf Leben und individuelle Glücksvorstellungen, wenn Frauen verbrannt oder beschnitten werden?

In der Tat haben die hinter uns liegenden Jahrzehnte einen gesellschaftlichen Diskurs gepflegt, in dem vor allem die Achtung der kulturellen Identitäten höher eingeschätzt wurde und eine große Anerkennung erfuhr, selbst wenn diese mit der Entwürdigung des Individuums einhergingen. Die Ausübung der Macht ist ein Gruppenphänomen und sie bedarf für ihren Erhalt die Anerkennung durch eine Gruppe und die Ausgrenzung anderer daraus. Dies führt zu Spannungen mit jenen, die auf die Verteidigung ihrer individuellen Freiheiten pochen. Kriege und Kämpfe, von denen wir täglich hören, begründen sich in diesem Problem, wurden dadurch verursacht.

Angesichts der Komplexität der gegenwärtigen Welt stellt sich die philosophische Reflexion als eine Möglichkeit dar, sich mit den Fragen der Menschlichkeit im vernünftigen Dialog auseinanderzusetzen. Als sich 1942 die Bildungsminister verschiedener Länder in London trafen, um die UNESCO zu gründen, war ihr Ziel, mit dieser Institution den Krieg zu bekämpfen, ihn als Ideologie zu erkennen. Nur wer auf die Bildung der Individuen setzt, kann diesen Vorteil für alle gewinnen: Die Ermächtigung des Individuums, seine eigene Zukunft zu bestimmen, sich zu erhalten und seine Macht mit jenen zu teilen, sie sogar abzugeben an jene, die ihm würdig erscheinen, die „Besten" dafür zu sein, läuft der Logik der Gewalt des Krieges entgegen. Diese Selbstermächtigung des Individuums ist gegen Übergriffe anderer Individuen, aber auch gegen kulturelle, nationalistische Sippen- und Gruppengesellschaften gerichtet. Die Suche nach dem Guten kann nicht gelingen, wenn nicht alle einbezogen werden.

Wertvorstellungen, wie sie in Gesellschaften aus Freien und Gleichen realisiert werden, Werte, die nicht anderen Menschen aufgepfropft werden, können auch mächtig sein. Mir schien stets, dass die Versendung der CARE-Pakete einen solchen individualistischen Charakter zeigte. Die Pakete waren – in einfacher Weise – von Individuen für Individuen gedacht und von diesen für diese realisiert. In ihnen teilte sich die individuelle Kultur eines Menschen mit, sie wurde darin ehrlich zur Schau gestellt und sie wurde, mit all den Kleinigkeiten und persönlichen Habseligkeiten, einem anderen Individuum in einem anderen Teil der Welt übereignet, ohne imperiale Geste, sondern als ein Akt der persönlichen Selbstdarstellung. Es war, um mit Hannah Arendt zu sprechen, der Akt, in dem sich ein Individuum zeigte. Und der Empfänger war frei, es anzunehmen, auszutauschen, abzulehnen, sich zu wundern. In dieser Weise, so könnte man sich vorstellen, könnte aus den Begegnungen der Individuen ein Gemeinschaftsleben und eine Kommunikation entstehen, die anders sein wird als jene nationalen, kulturell oder ökonomisch institutionalisierten Gemeinschaften. Die undogmatische Begegnung der Individuen realisiert sich heute schon in interessanter Weise in den sozialen Medien. Trotz aller Probleme, die damit verbunden sind, bieten sie eben auch die große Chance, dass sich Menschen zu einer Weltgemeinschaft entwickeln, mit gegenseitigem Empfindungen und mit der humanistischen Idee, den Menschen als solchen zu verstehen, jenseits der Engen und Zwänge, denen sie alle in verschiedener Weise durch Geburt und Kultur unterworfen wurden. ●

TROUBLE IN PARADISE

Wer den Namen Vanuatu hört, denkt sicherlich an traumhafte Sandstrände und Hängematten zwischen Kokospalmen. Auf der südpazifischen Inselnation, die gerade einmal 270.000 Bewohner auf 83 Inseln zählt, ist der Alltag jedoch kein Traumurlaub: Körperliche und sexuelle Gewalt sind in Beziehungen weit verbreitet, und während Frauen die meiste Arbeit verrichten, treffen Männer wichtige Entscheidungen allein. Wie lebt es sich als Frau auf Vanuatu? Und wie als Mann? Wir haben die Ehepartner Martha und Balkon gefragt.

Von Elissa Webster

Die Geschichte aus Marthas Sicht

Foto: Elissa Webster

Seit ich 1996 meinen Mann Balkon geheiratet habe, lebe ich im Dorf Ikaokao auf der Insel Aniwa. Damals verließ ich meine Heimatinsel Tanna, um bei ihm zu leben. Als ich das erste Mal nach Aniwa kam, fand ich die Menschen unzivilisiert. Sie sprachen nicht unsere Nationalsprache Bislama, mochten keine Fremden, weil sie sich nicht mit ihnen verständigen konnten, und versteckten sich vor mir. Ich musste ihre Sprache lernen und half im Gegenzug anderen Frauen dabei, selbstbewusster zu werden. Heute gehen die meisten neugierig auf Fremde zu und wollen von ihnen lernen.

Auf Aniwa verrichten Frauen die meiste Arbeit: Sie kümmern sich um Küche, Garten und Kinder. Die Männer hingegen haben jede Menge Freizeit – bis auf meinen Mann, denn ich sorge dafür, dass er mir hilft. Selbst wenn ihre Frau menstruiert, rühren die meisten Männer keinen Finger im Haushalt. Unsere Tradition schreibt vor, dass menstruierende Frauen kein Essen kochen dürfen. Also fragen die Männer die älteren Frauen aus dem Dorf, ob sie für sie kochen. Das ist überall in Vanuatu so. Die Männer übernehmen nur ein paar körperlich anstrengende Arbeiten, etwa den Bau von Häusern. Sie glauben, dass sich ihre Frauen nur um die einfachen Aufgaben kümmern, und merken dabei nicht, dass es ganz schön anstrengend ist, rund um die Uhr zu arbeiten. Die Männer gehen auch zu den Dorfversammlungen, aber danach trinken sie so viel, dass sie vergessen, die wichtigen Informationen an die Frauen weiterzugeben. Wir Frauen sind zu beschäftigt, um selbst zu den Treffen zu gehen. Wir haben einfach keine Zeit dafür.

Die Geschlechterrollen sind in unserer Kultur verankert. Sie werden den Kindern beigebracht, die sie wiederum ihren Kindern beibringen und so geht das immer weiter. Aber so sollte es nicht sein. Das Problem ist, dass sich diese Rollen tief eingegraben haben in die Art und Weise, wie die Männer hier über sich und über Frauen denken. Sie sind überzeugt davon, dass sie Macht und Autorität über ihre Frauen besitzen. Die Rollen beeinflussen auch die Frauen. Obwohl sie viele Dinge tun könnten, trauen sie sich nicht. Sie sind es gewohnt, zurückgehalten zu werden.

Jedes Jahr ereignen sich in meiner Gemeinde mindestens drei große, gewalttätige Auseinandersetzungen in einer Beziehung. Obwohl immer mehr Menschen aufgeklärt werden, halten viele Bewohner Vanuatus Gewalt weiterhin für normal. Wenn es passiert, wissen alle sofort Bescheid, weil unser Dorf so klein ist. Es ist dann jedes Mal das Gleiche: Die Familie des Mannes stellt sich auf seine Seite und sagt, dass er nichts falsch gemacht habe. Die Frau schämt sich und traut sich noch weniger, zu sprechen und ihre Rechte einzufordern. Der Mann hingegen schämt sich nicht; er glaubt, dass er mehr Macht hat als seine Frau, weil seine Familie ihn darin bestärkt. Aber Familie und Freunde werden das zerstrittene Paar seltener besuchen, um sich herauszuhalten, und am Ende sind sie von der Gemeinschaft isoliert. Manchmal führt ein Streit aber auch zu einer Spaltung der Gemeinde, wenn alle für verschiedene Seiten Partei ergreifen.

Wenn Männer und Frauen gleichgestellt wären, gäbe es weniger Probleme. Eine Frau und ein Mann machen eine Familie aus, sie bilden auch unsere Gemeinde. Deshalb wäre es für alle besser, wenn es Gleichberechtigung gäbe.

Als wir heirateten, war mein Mann nicht sehr gebildet. Er wusste weniger als ich, weil ich im Gegensatz zu ihm die Schule bis zur zwölften Klasse besuchte. Er dachte trotzdem, er könne tun, was er wolle, und ich würde mich um die ganze Arbeit kümmern. Doch ich war diejenige, die in unserem Haushalt das meiste Geld verdiente und sparte. Also habe ich ganz langsam, Stück für Stück, meine Meinung durchgesetzt und das Schulgeld für unsere sechs Kinder bezahlt. Schließlich sah er ein, dass er meine Unterstützung brauchte. Jetzt sind wir ein gutes Team.

Heute habe ich Balkon zum ersten Mal sagen hören „Wenn du Hilfe brauchst, frag meine Frau – sie kann alles.“ All die Jahre habe ich ganz langsam darauf hingearbeitet, ihm zu zeigen, was ich kann. Jetzt weiß er es, und erzählt es sogar den anderen.

Doch das ist selten. Jungen und Mädchen sollten in der Schule über die Rollen von Vätern und Müttern lernen und dass sie gemeinsam und gleichberechtigt Entscheidungen treffen sollten. Das ist wichtig, bevor sie heiraten! Andernfalls glauben die Männer weiterhin, dass die Frauen alles machen müssen, was ihnen gesagt wird. In letzter Zeit sind immer mehr Frauen hier zu Schulungen zum Thema Selbstbewusstsein gegangen. Sie wissen, dass alles, was ihnen dort beigebracht wird, richtig ist. Und trotzdem geben sie aus Gewohnheit den Männern die Autorität. Die Männer brauchen also auch dringend Schulungen.

Die Geschichte aus Balkons Sicht

Ganz entspannt in seiner Rolle: Balkon.

Foto: Elissa Webster

Ich wurde im Jahr 1967 auf Aniwa geboren und habe mein ganzes Leben hier verbracht. Bis auf sechs Jahre, in denen ich auf Port Vila und einigen anderen Inseln gelebt habe. Dort traf ich Martha.

Bei uns arbeiten die Frauen zu Hause und im Garten und kümmern sich um die Kinder. Die Männer arbeiten auch im Garten, sie angeln und füttern manchmal die Schweine. Und sie reparieren die Häuser, wenn das nötig ist. Nach der Tradition ist der Mann zu Hause der Boss, aber in der Kirche lernen wir, dass Männer und Frauen mehr zusammenarbeiten sollten.

Früher haben sich die Rollen von Männern und Frauen vererbt, sie wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Frauen durften nicht frei sprechen. Wenn sie etwas auf dem Herzen hatten, konnten sie es nicht mitteilen. Dabei ist es viel besser, wenn Frauen über ihre Ideen sprechen und ihre Arbeit teilen können.

Es ist gut, dass sich jetzt etwas ändert. Seit CARE zu uns kam, sprechen die Frauen offener darüber, was sie beschäftigt. Vorher folgten wir unseren Bräuchen: Männer trafen alle Entscheidungen, Frauen keine. Das war weder für die Frauen, noch für die Kinder gut. Die Stimmen der Frauen wurden klein gehalten. Jetzt sind sie eher gleichberechtigt.

Früher wussten die Leute auch nicht, dass es falsch ist, wenn ein Mann seine Frau schlägt. Jetzt wissen sie es, aber manche Männer werden trotzdem noch gewalttätig. Wenn ein Paar ein Problem hat, kann die Frau zu einem Komitee gegen häusliche Gewalt gehen, aber oft kommt sie einfach zu Martha und mir. Wir arbeiten mit einem Dorfvorsteher und notfalls auch mit der Polizei zusammen. Heutzutage ist das Gesetz stärker als die Tradition. Ich spreche jede Woche in der Kirche darüber, wie die Menschen ihre Beziehungen verbessern können. Dadurch gibt es weniger Gewalt.

Wenn eine Beziehung nicht gut läuft, schadet das unserer ganzen Gemeinschaft. Am Ende trennt sich das Paar und einer geht nach Tanna oder Port Vila. Dabei würde es helfen, miteinander zu reden und sich zu vergeben. Man muss sich nur in die Lage des anderen hineinversetzen. ●

SPOTLIGHT ON VANUATU

60 Prozent der Frauen in Vanuatu erleben in ihrem Leben körperliche oder sexuelle Gewalt durch ihren Partner. Jedes vierte Mädchen wird zu ihrer ersten sexuellen Erfahrung gezwungen. Damit hat Vanuatu mit die höchste Rate häuslicher Gewalt weltweit. Viele Frauen fürchten sich vor ihrem eigenen Mann und in der Gesellschaft ist Gewalt weitgehend akzeptiert. 2013 ermittelte eine Studie, dass 81 Prozent der Männer und 79 Prozent der Frauen glauben, dass Frauen es in manchen Situationen verdienen, geschlagen zu werden. Sie sagen, es sei Brauchtum in Vanuatu. Oder sie zitieren den christlichen Glauben als Grund, dem hier 80 Prozent der Bevölkerung anhängen.

Doch eine steigende Anzahl gesellschaftlicher Akteure und Organisationen setzt sich für gesellschaftliche Veränderungen ein. CARE konzentriert sich in seiner Arbeit auf das Problem der häuslichen Gewalt. In Schulungen lernen vor allem junge Männer und Frauen aus den dörflichen Gemeinden, einander respektvoll zu behandeln, auf Augenhöhe miteinander zu kommunizieren und Beziehungskonflikte gewaltfrei zu lösen. Dabei hilft ein Paket mit Trainingsübungen, das speziell auf die Kultur und das Alter der Teilnehmenden ausgerichtet ist. Darin geht es viel um Kommunikation, sowohl mit Worten, als auch mit seinem Körper. Und um Stressbewältigung, Aggressionslinderung und das Ungleichgewicht von Macht zwischen den Geschlechtern. Nach einem solchen Training ermutigt CARE die Jugendlichen, sich auch zu Hause und in ihrer Gemeinde für mehr Gleichberechtigung einzusetzen.

Kann diese kleine Veränderung tatsächlich etwas bewirken? Wie das Beispiel von Martha und Balkon zeigt, finden Veränderungen der Machtstrukturen nur langsam statt. Doch viele kleine Veränderungen wirken sich schließlich auf die Gemeinschaft aus. Die Regierung von Vanuatu hat nun ebenfalls erkannt, dass sich etwas ändern muss. Sie ratifizierte die UN-Frauenrechtskonvention und richtete im Justizministerium eine neue Abteilung ein, die auf die Rechte von Frauen spezialisiert ist. Viele religiöse Gruppen arbeiten daran, die Missverständnisse hinsichtlich der Bibel und der Ausübung von Gewalt zu überwinden. ●

80

Prozent der Bevölkerung in Vanuatu sind Christen.

81

Prozent der Männer und 79 Prozent der Frauen glauben, dass Frauen es in manchen Situationen verdienen, geschlagen zu werden.

60

Prozent der Frauen in Vanuatu erleben in ihrem Leben körperliche oder sexuelle Gewalt durch ihren Partner.

Eine Trendsetterin in der Welt des Küchenzubehörs

Raeda Al Barri,

Inhaberin und Geschäftsführerin,
Raeda Kitchen Supplies,
Jordanien

Mit ihrem Geschäft für Küchenzubehör ist Al Barri eine echte Trendsetterin in der Welt des Kochens am eigenen Herd.

Foto: Malin Fezehai

F: Frau Al Barri, Ihr Unternehmen hat andere Menschen aus Ihrem Umfeld inspiriert. In welcher Weise würden Sie sagen, dass Sie andere beeinflussen?

A: Zunächst habe ich bemerkt, dass andere wegen meines Erfolgs in die Branche eingestiegen sind. Aber noch wichtiger: Ich kann mit Stolz sagen, dass ich andere Menschen dazu inspiriert habe, ihr eigenes Geschäft zu gründen.

F: Sie haben Ihr Unternehmen selbst aufgebaut. Wie hat Ihr Beruf als Unternehmerin Sie persönlich verändert?

A: Definitiv in Bezug auf meine soziale Kompetenz. Ich bin jetzt besser darin, auf verschiedene Persönlichkeiten zuzugehen – sowohl privat, als auch geschäftlich.

YES, WE EARN

Das TIME Magazine hat seine Person des Jahres. Das Magazin Fortune listet jährlich die „Fortune 500“ aus, die stärksten Unternehmen weltweit. Forbes zählt die reichsten Menschen der Welt auf. Und seit einigen Jahren auch die mächtigsten Frauen weltweit. 2017 stand Angela Merkel auf Platz 1. Aber fehlt da nicht etwas?

CARE hat sich gemeinsam mit der H&M Stiftung auf den Weg gemacht, um weltweit erfolgreiche Frauen zu besuchen. Solche, die selbst ein Unternehmen gegründet haben und damit Zukunft machen. Aber nicht in New York, Berlin oder Tokyo. Sondern in der Elfenbeinküste, in Sri Lanka oder in Peru. Diese Liste ist pure Power. Fernab der weißen, männlichen Anzugträgerwelt, die gemeinhin mit Macht assoziiert wird.

„Ich habe das erste Busunternehmen der westlichen Elfenbeinküste gegründet.“

Philomène Tia

Unternehmerin,
Maindeba Transport,
Elfenbeinküste

Philomène Tia wollte eigentlich nie Unternehmerin werden. Aber in ihrer Großfamilie mit 42 Geschwistern musste sie schnell lernen, sich zu behaupten. Sie führte mehrere Unternehmen von unbedeutenden Start-Ups zu großen Playern in der Elfenbeinküste. Heute wird ihre Geschichte in lokalen Fernseh- und Radiosendungen erzählt und sie wurde sogar eingeladen, Alassane Outtara, den Präsidenten der Elfenbeinküste, zu treffen. Er würdigte ihren Erfolg als Unternehmerin und Vorbild für die Frauen ihres Landes.

F: Sie besitzen ein Transportunternehmen, Maindeba Transport, mit 90 Bussen, einen Hotelkomplex, eine Getränkemarktkette mit 24 Filialen und Sie betreiben eine Rinderzucht mit über 1200 Ochsen. Wie haben Sie es geschafft, ein so vielfältiges Portfolio aufzubauen?

A: Mit Aktivität und Kreativität. Ich weiß, das ist nicht der konkreteste Tipp. Aber der Versuch, vorauszudenken, hat mich erfolgreich gemacht. Langfristig statt kurzfristig zu planen.

F: Was war die größte Herausforderung für Ihr Unternehmen?

A: 2002 verlor ich durch den Bürgerkrieg plötzlich all meinen Besitz. Ich floh nach Guinea und kehrte erst 2007 nach Hause zurück. Ich hatte nichts in den Händen, nur meine Erfahrung. Aber ich war fest entschlossen, neu zu beginnen. Nach einiger Zeit bekam ich einen Kredit und ich begann, Fisch und Zuchtvieh zu verkaufen. Ich sparte mein Einkommen für zwei Kleinbusse und gründete einen Taxidienst, der zur ersten Busgesellschaft in der westlichen Elfenbeinküste wurde. Heute besitzen wir rund 90 Busse.

F: Der Transportsektor definiert sich auf der ganzen Welt immer wieder neu. Wie gehen Sie mit neuen Herausforderungen um?

A: Kürzlich habe ich begonnen, Menschen in Verbänden und Genossenschaften zusammenzubringen. Ich genieße es, meine Erfahrungen mit anderen zu teilen und ihre Ideen zu hören – besonders unter Frauen. Ich sage oft zu anderen Frauen, dass ihre Kraft und ihr Gehirn sie überall hinbringen können. Ich habe auch mit nichts angefangen und spreche nicht einmal richtig Französisch, aber sehen Sie mich heute an.

F: Was kommt als Nächstes?

A: Ich mag es wirklich, neue Geschäftsformen zu erkunden und miteinander zu verbinden. Anders hätten wir nicht wachsen können. Was genau als Nächstes geschehen wird, weiß ich ebenso wenig wie Sie.

Fotos: CARE (links), Malin Fezehai (rechts)

Yara Ghassan AlAsayreh

Gründerin, Yara Häkelarbeiten, *Jordanien*

Schulabbrecherin Yara Ghassan AlAsayreh lässt sich von Schwierigkeiten nicht unterkriegen. Die 21-Jährige führt ihr eigenes Start-Up in einer von Leidenschaft getriebenen Branche.

F: Wie kamen Sie auf die Idee für Yara Häkelarbeiten?

A: Ich konnte nicht länger zur Schule gehen und musste eine andere Lösung finden. Ich verliebte mich sofort in die Modebranche, als ich zum ersten Mal damit in Kontakt kam. Ich wollte nichts anderes mehr machen. Kreativität ist meine Leidenschaft. Mein Unternehmen erlaubt es mir, ständig Neues zu kreieren.

Andrea Gala

Vorsitzende des Forellenzüchterverbandes Pactan, *Peru*

Fotos: CARE (links), Malin Fezehai (rechts)

Nur wenige 20-Jährige können sich Präsidentin eines Bauernverbandes nennen oder sagen, sie betreiben eine Forellenzucht. Andrea Gala aus Peru jedoch ist die Ausnahme. Sie bricht die Konventionen und ebnet den Weg für eine neue Generation von Selfmade-Unternehmerinnen.

F: Sie haben eine für Ihr Alter ungewöhnliche Karriere eingeschlagen. Wie verläuft ein normaler Tag bei Ihnen?

A: Ich stehe um 5 Uhr auf und habe eine feste Morgenroutine. Gegen 8 Uhr verlasse ich das Haus. An einem normalen Tag füttere ich die Fische und reinige die Teiche. Dann treffe ich mich mit Käufern. Sonntags verkaufe ich gegrillten Fisch auf einem lokalen Bauernmarkt.

F: In ihrer Vereinigung sind 20 Frauen, die alle Forellen züchten. Wie genau funktioniert das?

A: Jede hat ihre eigene Zucht, aber wir versuchen gemeinsam, sowohl die Qualität als auch das Geschäft an sich zu verbessern. Die Forellenzucht ist lukrativer als Feldarbeit. Zusammen können wir etwas wirklich Großes schaffen.

F: Was steht als Nächstes an?

A: Wir möchten Restaurants eröffnen und die Gegend für Touristen attraktiver machen. Gemeinsam kann unser Verband eine Atmosphäre schaffen, in der die Menschen sich entspannen und unser Essen genießen können. Wir haben Anfragen von anderen Frauen bekommen, die an unserem Verband interessiert sind, und einige haben bereits damit begonnen, eigene Zuchtteiche anzulegen.

F: Was ist Ihrer Meinung nach das Beste daran, Unternehmerin zu sein?

A: Ich bin jetzt viel selbstsicherer als früher! Heute wage ich es zu träumen und mir auszumalen, wie wir die Zukunft verändern können.

Husriana

Gründerin von
Uncle Ping Meatballs,
Indonesien

Die 29-jährige Geschäftsfrau und Unternehmerin Husriana ist eine echte Problemlöserin. Ihre Lösung ist mutig und innovativ und kombiniert Technologie mit Gesundheit, cleverem Marketing und einem köstlichen Produkt.

F: Sie haben eine vielversprechende Karriere im Bildungssektor aufgegeben, um in die Lebensmittelindustrie einzusteigen. Warum diese Neuorientierung?

A: Ich sah ein großes Potenzial in der Lebensmittelindustrie, denn hier können Arbeitsplätze für sehr viele Menschen geschaffen werden. Aber ausschlaggebend war, dass ich tief in meinem Herzen wusste, dass ich mein volles Potenzial noch nicht ausgeschöpft hatte und mir mein eigenes Geschäft dabei helfen würde. Uncle Ping Meatballs war geboren.

F: Ein globales Marktforschungsunternehmen schätzt den weltweiten Absatz von gesunden Nahrungsmitteln für 2017 auf eine Billion US-Dollar. Wirkt sich dieser Trend auf Ihr Geschäft aus?

A: Auf jeden Fall. Die Verkaufszahlen unserer Fleischbällchen sind in den letzten Jahren stetig gestiegen. Typische Uncle Ping-Kunden sind Mütter oder Väter, die auf eine gesunde Ernährung ihrer Kinder achten. Aber immer mehr Menschen machen sich Gedanken über ihre Ernährung.

F: Wofür steht das „Ping“ in Uncle Ping Meatballs?

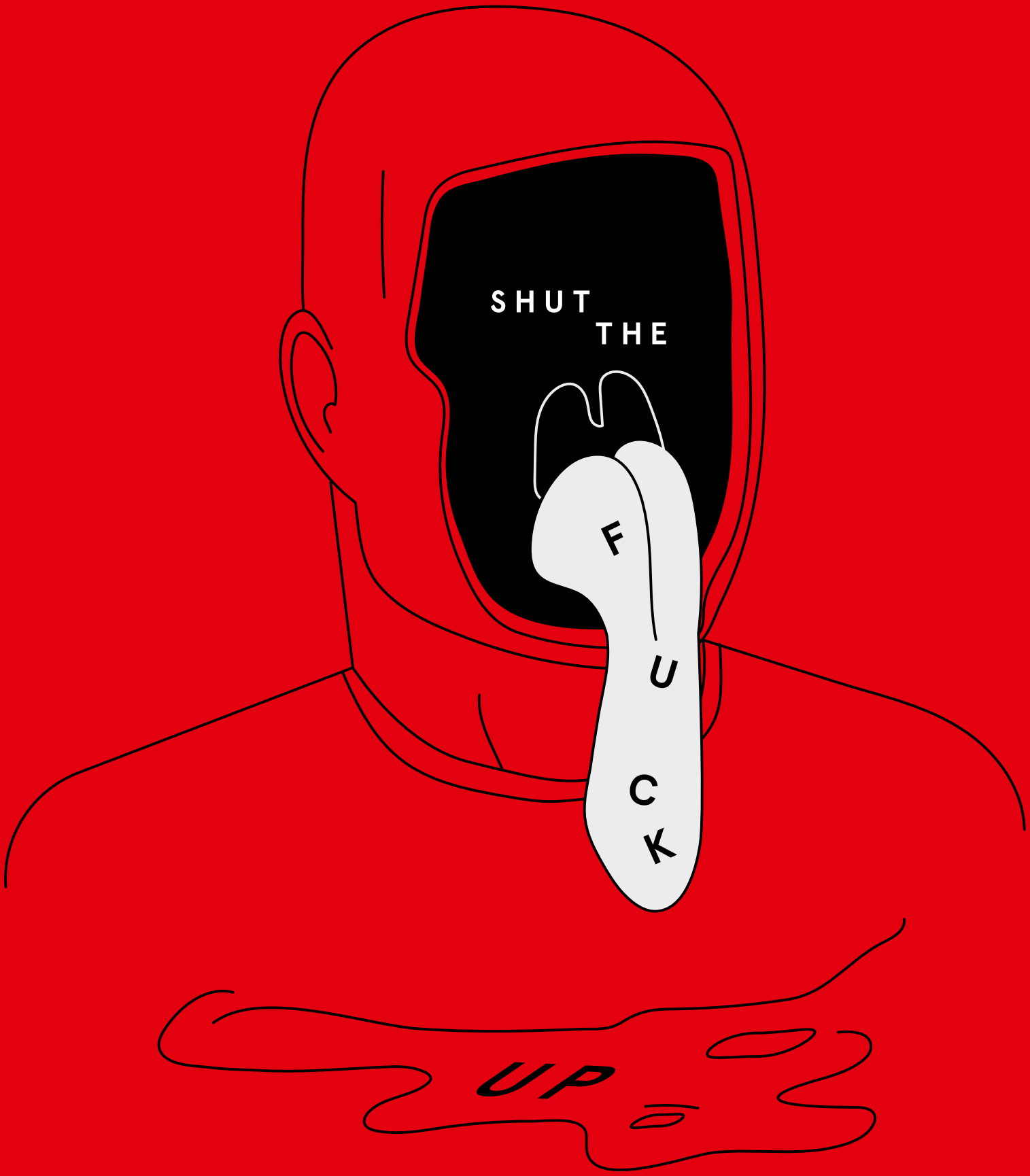
A: Im Gegensatz zu den Massenproduzenten in der Industrie bereiten wir unsere Fleischbällchen ganz ohne Geschmacksverstärker oder künstliche Konservierungsstoffe zu. Der Geschmack kommt von natürlichen Gewürzen wie Chili, die Ihnen ein „Ping!“-Gefühl im Mund geben.

F: Wie schaffen Sie Anreize für Ihre Zielgruppe, sich für die gesündere Alternative zu entscheiden?

A: Wir optimieren ständig unsere Marketingstrategie, um für unsere Herstellung ohne Geschmacksverstärker und Konservierungsstoffe zu werben. Wir nutzen Facebook als Plattform und finden neue, innovative Wege der Werbung. Außerdem ist ein gut schmeckendes Produkt der beste Anreiz.

F: Ihre Zukunftsvision ist es, eine Führungsrolle im Sektor gesunder Lebensmittel inne zu haben. Was möchten Sie in den kommenden Jahren noch erreichen?

A: Ich habe eine klare Vision: Uncle Ping Meatballs wird ein wichtiger Arbeitgeber in der Branche sein und Gemeinden durch Jobmöglichkeiten bereichern. Wir werden uns besonders bemühen, in Indonesien mehr Arbeitsplätze für Frauen zu schaffen, die sich momentan gezwungen sehen, im Ausland zu arbeiten. Uncle Ping Meatballs wird ihnen ermöglichen, bei ihren Familien zu bleiben. ●


SHUT
THE
F
U
C
K
UP

DER TSUNAMI

Trolle, Hater, Meinungsmacher: Wie Hetze im Netz funktioniert

Von ANIKA AUWEILER

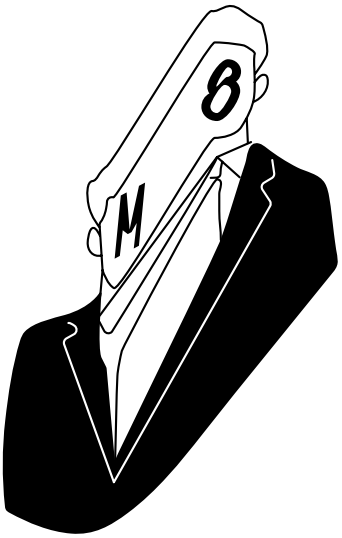
~~„Nafris sind eine Gefahr für unsere Frauen.“~~

~~„halts Maul du Schlampe ....“~~

~~„Die Kanacken lassen sich von uns aus-halten und lachen sich über Gutmenschen kaputt!“~~

~~„Die jüdische Lügenpresse versucht uns seit Jahren für dumm zu verkaufen und teilt derweil unser Geld unter sich auf.“~~

Rassistische, sexistische, misogyne oder schlicht diffamierende Hasskommentare und Meldungen wie diese sind im Internet alltäglich. Manchmal ist es ein kleiner widerlicher Kommentar unter einem Beitrag. An anderer Stelle tauchen die Hater geballt auf und setzen ihrem Opfer mit höhnischen und abwertenden Kommentaren gemeinsam zu. Beleidigende und unwahre Behauptungen, auch unter dem Begriff „Fake News“ bekannt, werden dazu eingesetzt, einzuschüchtern oder Meinungen zu beeinflussen. Gleichzeitig füttern so genannte Trolle mit Hass und Spott ihre persönlichen Großmachtphantasien. Trolle, das sind Menschen, denen es Spaß bereitet, Macht über andere Menschen auszuüben, indem sie diese mit Hilfe der Kommentarfunktion erniedrigen oder in große Angst versetzen. Fast immer tragen die Täter ausgeprägte Züge psychischer Extreme. Sie sind Narzissten, Machiavellisten oder auch Sadisten. Die Motivation hinter den Beleidigungen und Einschüchterungen ist es, bei den Angesprochenen heftige Reaktionen wie Angst, Wut, Ekel oder Panik auszulösen. Diese werden als Demonstration der eigenen Macht empfunden und ausgekostet. Der Spaß an der Erniedrigung Anderer macht Trolle aber auch zu perfekten Mitgliedern in virtuellen Schlägertrupps politischer Gruppierungen, deren Weltbild auf der Entwertung von und Schuldzuweisungen an Minderheiten fußt – seien es Migranten, Homosexuelle oder Geflohene. Trolle gehören also nicht zwangsläufig einer Bewegung an – doch Bewegungen, die ihre Kraft aus Hass und Entwertung speisen, bieten Trollen ein ideales Zuhause.



Nicht hinter jedem Hasskommentar verbirgt sich tatsächlich ein Troll. Das Tempo, in dem sich die Spielregeln, Teilnahmebedingungen und Mitspieler im Wettbewerb um wirtschaftlichen und sozialen Erfolg verändern und verkomplizieren, verunsichert viele Menschen. Globalisierung und Digitalisierung haben in den letzten Jahrzehnten viele Sicherheiten infrage gestellt und öffnen nicht nur Grenzen, sondern auch Schleusen der Angst. Die eigenen Minderwertigkeitsgefühle mit Schuldzuweisungen zu bekämpfen, ist dabei keine Erfindung der Neuzeit, sondern ein in Jahrtausenden erprobtes menschliches Verhalten. Hinzu kommt die Fülle an Informationen, die auf Bildschirmen, aus Lautsprechern und im Grunde von überall her auf Menschen einprasselt. Der Grat zwischen „nicht mehr einordnen können“ und „nicht mehr reflektieren wollen“ wird dabei immer schmaler. Gleichzeitig, so signalisiert es zumindest der hohe Stimmenzuwachs populistischer Parteien, wächst der Wunsch nach klaren, eindeutigen Botschaften.

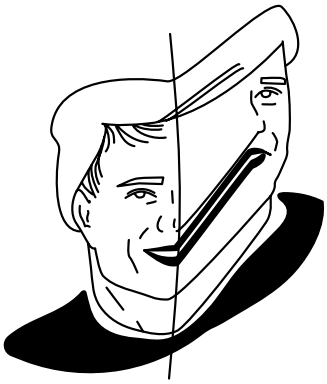
Auch hier zeigt die Geschichte, dass sich Hassbotschaften und unbelegte Schuldzuweisungen viel leichter in griffige Slogans packen lassen als fundierte, gut recherchierte Kommentare, Beiträge oder Artikel. Überforderung, Unsicherheit, Angst und sicherlich auch Ignoranz bieten so den idealen Nährboden für (Ver-)Führer. Diese versprechen einfache Lösungen für komplizierte Fragen und rekrutieren so eine wachsende Gefolgschaft an Schreibtischtätern, die sich in Internetdiskussionen beleidigend einbringen und Fake News mit großem Eifer verbreiten. Die Tarnung hinter falschen Identitäten sowie die geringe Wahrscheinlichkeit juristischer oder sozialer Bestrafung dieser verbalen Entgleisungen lädt zudem auch weniger mutige Menschen dazu ein, mal eine Runde „mitzuhaten“.

So befördert eine Gemengelage aus digitalen Plattformen, unzureichenden Bestrafungsmechanismen, in der Gesellschaft schwelenden Verlust- und Zukunftsängsten, jahrhundertalten Vorurteilen, dem Kampf um die Deutungshoheit der Wirklichkeit und

extremen Persönlichkeiten (sowohl auf Seiten der Trolle, als auch auf Seiten der Politik) eine Kommunikationskultur der Halbwahrheiten und Erniedrigungen. Kommentar für Kommentar türmt sich der Hass nicht selten zu einem Tsunami auf, dessen zerstörerische Kraft bis in die reale Welt wirkt. In den USA beispielsweise mehren sich seit der Präsidentschaft Trumps, der für seine stark polemisierende Rhetorik auf Plattformen wie Twitter bekannt ist, rassistische und sexistisch motivierte Übergriffe. Doch wir müssen nicht über den Atlantik blicken, um weitere Beispiele zu finden. Auch in Deutschland nimmt die Zahl der politischen, vor allem rechtsgerichteten Straftaten mit den verbalen Grenzüberschreitungen verschiedenster Gruppen stetig zu.

Wenn Hass also nicht schon in seiner digitalen Form konsequent bekämpft wird, gewinnt die Gewaltspirale auch in der realen Welt an Fahrt. Viele Menschen in westlichen Gesellschaften sind in dem Glauben aufgewachsen, dass die Demokratie so etwas wie die höchste Stufe kollektiver menschlicher Entwicklung und damit unangreifbar sei. Langsam wird vielen jedoch bewusst, dass die Demokratie und die damit verbunden Werte wie Menschenrechte, Pressefreiheit oder Chancengleichheit nicht selbstverständlich sind, sondern dass sie gemeinsam gestaltet, weiterentwickelt und auch verteidigt werden müssen.

In diesem Bewusstsein hat CARE gemeinsam mit der Agentur M&C Saatchi 2017 die Kampagne #CAREdonthate ins Leben gerufen. Warum sich eine Hilfsorganisation zum Thema Hass im Netz engagiert?

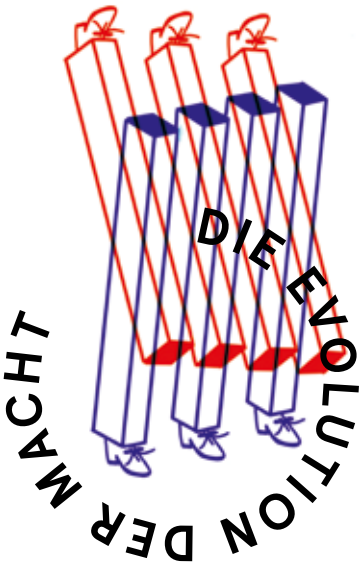


„Hass und Vorurteile stehen dem entgegen, wofür wir als CARE weltweit eintreten: Eine gerechte Welt ohne Armut; für Toleranz, Gleichberechtigung und Frieden“, betont CARE-Generalsekretär Karl-Otto Zentel. „Wir rufen mit dieser Aktion bewusst in Deutschland dazu auf, der Minderheit des Hasses eine starke Botschaft entgegenzusetzen. Vorurteile, Falschmeldungen und Stimmungsmache gegen geflohene Menschen und ihre Herkunftsländer – das geht auch uns als international tätige Hilfsorganisation etwas an, denn wir arbeiten tagtäglich daran, Menschen in Not zu helfen, unabhängig von ihrer Religion, Hautfarbe oder Herkunft.“

Kernstück der Kampagne war der Film „Die Mauer“ der preisgekrönten Regisseurin Chiara Grabmayr. Er zeigt eine Mutter und ihren Sohn auf der Flucht aus einem Kriegsgebiet und wie diese vermeintlich in Sicherheit von einer Mauer aus Hasskommentaren aufgehalten werden. Über 170.000 Mal wurde der Film auf YouTube angesehen. Auf der zugehörigen Website www.caredonthate.de konnten engagierte Zuschauer auch selbst aktiv werden und die Mauer virtuell einreißen. Zum Auftakt der Kampagne wurde zudem eine zehn Meter lange Mauer aus Hasskommentaren am Gendarmenmarkt in Berlin aufgebaut, die gemeinsam mit Passanten, Prominenten und Abgeordneten des Bundestages eingerissen wurde.

Auch viele andere Organisationen, Vereine und Privatleute engagieren sich gegen den Hass im Netz. Mit dem am 7. September 2017 verabschiedeten Netzwerkdurchsetzungsgesetz nimmt das Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz nun Netzgiganten wie Facebook in die Pflicht, die auf ihren Portalen geposteten Hasskommentare schneller zu löschen. Vielen geht das Gesetz jedoch nicht weit genug, für andere ist es schon in dieser Form ein Verstoß gegen die Meinungsfreiheit.

Doch was kann man den Hasskommentaren nun konkret entgegensetzen? Auf Plattformen wie „Aufstehen gegen Hass im Netz“ finden sich ganz praktische Tipps, wie man dem Hass im Netz wirksam begegnet. Diese reichen von „sich mit dem Opfer solidarisieren“ über „den Hater aufklären“ bis „mit Fakten dagegen halten“. Auch die Kampagne „Hass hilft“ macht sich stark: Für jeden menschenverachtenden Kommentar wird ein Euro an EXIT-Deutschland, eine Initiative, die Menschen hilft aus dem Rechtsextremismus auszusteigen, gespendet, sowie an das Bündnis deutscher Hilfsorganisationen, „Aktion Deutschland Hilft“, bei dem auch CARE Mitglied ist. Gemeinsam dagegen zu halten ist auch das Konzept der Bewegung #ichbinhier, die Hannes Ley 2017 ins Leben rief. Die Gruppe ist ein Zusammenschluss von Facebook-Nutzern, die gemeinsam dem auf der Plattform geäußerten Hass und den Fake News etwas Simples, aber Starkes entgegensetzen: Fakten. ●



Junge Afrikaner fordern von ihren Regierungen Rechenschaft und ein Ende der Misswirtschaft – digital und auf den Straßen.

Von BETTINA RÜHL

Afrika ist der jüngste Kontinent der Welt, was das Lebensalter seiner Bevölkerung angeht. Im Jahr 2017 waren 40 Prozent seiner Bewohnerinnen und Bewohner jünger als 15 Jahre. Gleichzeitig ist die Jugend weltweit vielleicht nirgendwo so machtlos wie hier. Die Macht liegt eindeutig in den Händen der Alten, und das meint: der ganz Alten. Mitglieder von „Jugendorganisationen" sind nicht selten in ihren 40ern, und nur Europäer finden das befremdlich. Der Respekt vor dem Alter ist in Afrika noch immer ein nahezu unangefochtener Wert. Zwar ist mit dem Rücktritt des 93-jährigen Langzeitdiktators Robert Mugabe das Durchschnittsalter afrikanischer Despoten deutlich gesunken, aber dass sein 75-jähriger Nachfolger Emmerson Mnangagwa nun als Zeichen von Verjüngung und Aufbruch gilt, sagt eigentlich alles.

Trotzdem ist etwas in Bewegung. In vielen afrikanischen Ländern sind jüngere Menschen nicht länger bereit, sich von den alten Eliten widerspruchslos beherrschen zu lassen. Sie wollen Armut, Unterdrückung, Korruption und Misswirtschaft nicht länger kampflos hinnehmen. Stattdessen begehren sie gegen ihre Regierungen auf, klagen ihre demokratischen Rechte ein, verlangen ihren Anteil am Reichtum ihrer Staaten. In den vergangenen Jahren sind unter anderem in Burkina Faso, der Demokratischen Republik Kongo, der Republik Kongo und dem Senegal, in Simbabwe und Tansania Widerstandsbewegungen von meist jungen und oft akademisch gebildeten Aktivistinnen und Aktivisten entstanden. Möglich wird das Aufbegehren der Jugend durch die technologische Entwicklung. Die Jüngeren können auf neue Art eine kritische Masse bilden und so zu einem Machtfaktor werden. Die Aktivisten in den unterschiedlichen Ländern kennen sich untereinander über soziale Medien wie Facebook oder Twitter oder durch Filme, die bei YouTube zu sehen sind. Sie sind aneinander interessiert: Was machen die anderen? Was können wir uns von ihnen abgucken?

Einer von ihnen ist der Kenianer Boniface Mwangi. Der heute 34-jährige Fotojournalist gründete in Kenia 2009 die erste von mehreren zivilen Initiativen, mit denen er die Gesellschaft verändern will. Im Jahr zuvor war sein Heimatland fast im Bürgerkrieg untergegangen. Auslöser war das umstrittene Ergebnis nach der Präsidentschaftswahl 2007. Mehr als 1200 Menschen wurden getötet, Hunderttausende vertrieben.

Fotos: Boniface Mwangi

bonifacemwangi • Abonniert

bonifacemwangi Our deepest fear is not that we are inadequate. Our deepest fear is that we are powerful beyond measure. It is our light, not our darkness, that most frightens us. Your playing small does not serve the world. There is nothing enlightened about shrinking so that other people won't feel insecure around you. We are all meant to shine as children do. It's not just in some of us; it is in everyone. And as we let our own lights shine, we unconsciously give other people permission to do the same. As we are liberated from our own fear, our presence automatically liberates others.- Marianne Williamson

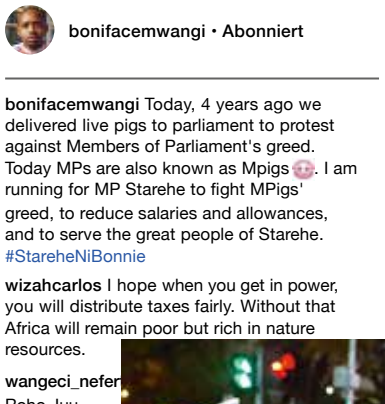
Gefällt 2.104 Mal

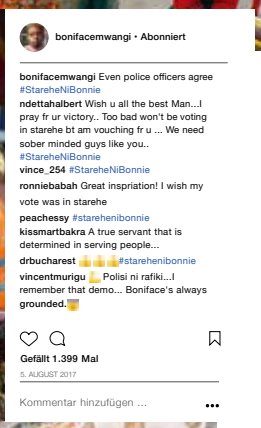
14. NOVEMBER 2017

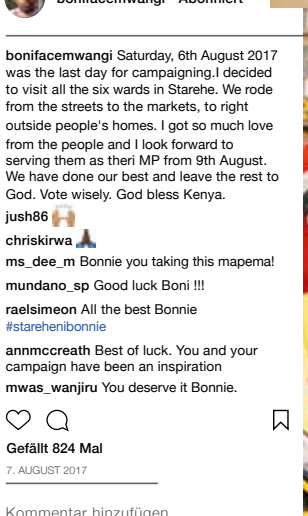
Kommentar hinzufügen ...

Mwangi war während der Unruhen mit seiner Kamera in den brennenden Slums unterwegs, wo auch viele Tote lagen. Was er sah, politisierte ihn. 2017 kandidierte er bei der Parlamentswahl in Nairobi, das Geld für seine Kampagne sammelte er über Crowdfunding und via Facebook. Seine Teilnahme an den Wahlen setzte ein Zeichen. Sie zeigte, dass selbst die teure Bühne der offiziellen Politik eines Tages von integren Repräsentanten einer neuen Generation erobert werden kann. Auch wenn das offensichtlich noch etwas Zeit braucht: Denn Mwangi unterlag letztlich seinen politisch etablierten Konkurrenten.

Der Kenianer ist Ausdruck einer Bewegung, die den ganzen Kontinent umfasst. Unter dem Titel „Africans Rising“ schlossen sich im Sommer 2016 in Südafrika junge afrikanische Aktivistinnen und Aktivisten zusammen. Die Mitglieder der Initiative nutzen das Internet, um ihre Botschaften zu verbreiten. Auch ihr offizielles Musikvideo ist im Internet frei zugänglich. Die Filmsequenzen führen mitten hinein ins städtische Afrika. Eine hübsche junge Frau setzt sich die Kopfhörer auf und schlendert zum Takt der Musik durch eine einfache, aber belebte Siedlung. „Die ganze Welt guckt auf uns“, heißt es im Text, „sie wissen, dass hier das Geld der Zukunft liegt. Sie brauchen



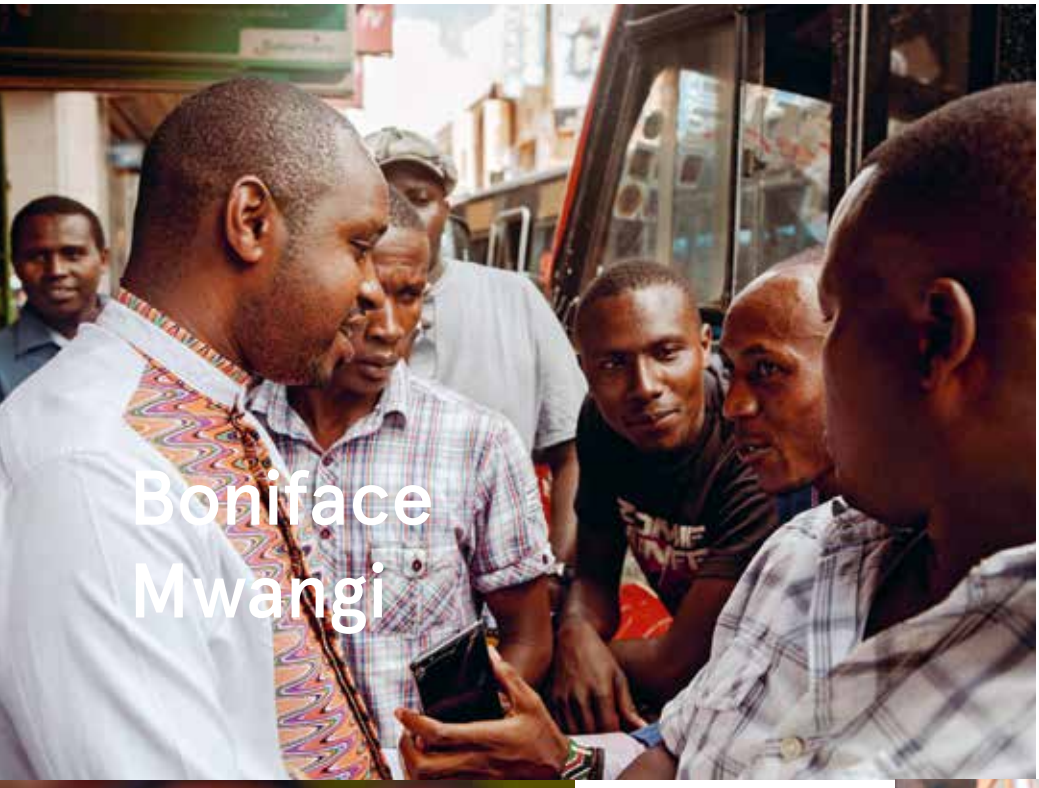


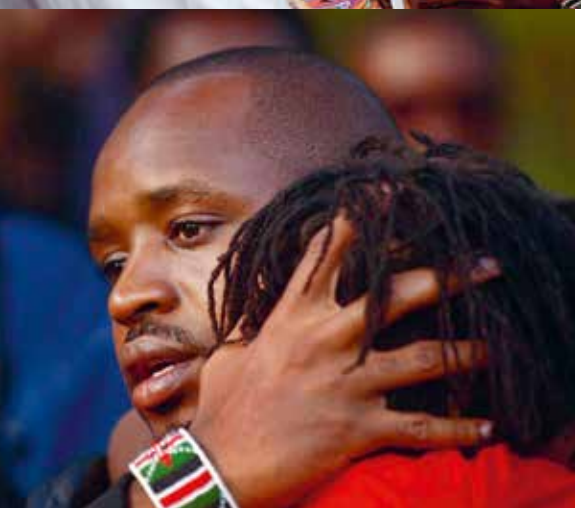


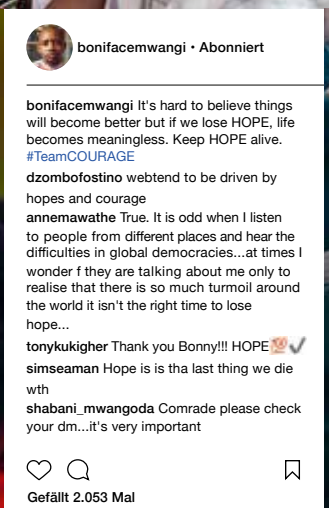
Fotos: Boniface Mwangi

es, wir haben es – lasst die Welt kommen und diesen wunderbaren Kontinent kennen lernen“. Unter Hashtags wie #AfricansRising, #AfricaWeWant oder #EndInequality twittern junge Afrikanerinnen und Afrikaner ihre Gedanken, Visionen und Forderungen. Da heißt es zum Beispiel: „Wir sind es leid, zum Schweigen gebracht, unterdrückt und isoliert zu werden.“ Oder: „Wir haben ein Recht auf Frieden, gesellschaftliche Teilhabe und einen Anteil am Reichtum unseres Landes.“

Der vollständige Name der Initiative heißt: „Africans Rising for Justice, Peace and Dignity“, „Afrikaner begehren auf für Gerechtigkeit, Frieden und Würde“. Das Schlagwort vom Aufstieg Afrikas, „Africa rising“, wurde 2011 von der britischen Wochenzeitschrift „The Economist“ populär gemacht und bezog sich auf das wirtschaftliche Wachstum. Tatsächlich wuchs das Bruttosozialprodukt vieler afrikanischer Länder in den vergangenen Jahren stark, in zum Teil zweistelligen Raten. Gleichzeitig sanken Millionen von Afrikanern tiefer in Armut, weil die Regierungen das Volk nicht am Reichtum beteiligen. Die Initiatoren von „Africans Rising“ greifen das Schlagwort von Afrikas Aufstieg auf, deuten es um und ziehen es von der wirtschaftlichen auf die politische Ebene.







Ras Bath

Mohamed Youssouf Bathily, bekannt als Ras Bath, kämpft in Mali für Bürgerrechte und Demokratie. Sein Radioprogramm hatte Millionen Fans, seine öffentlichen Auftritte sorgen immer für Furore.

Bamako

28 June
2016

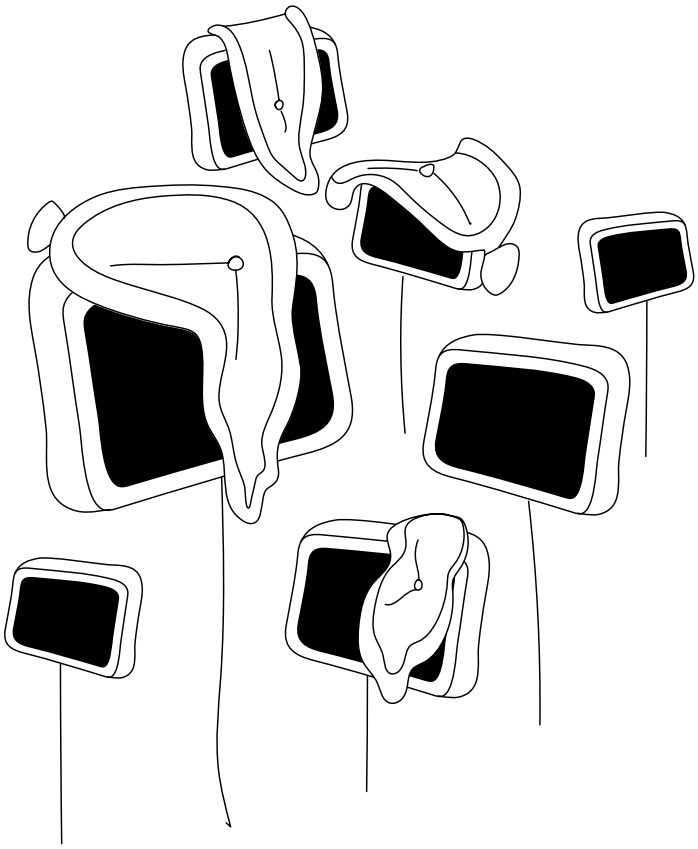
Fotos: Aliou Hasseye

Viele junge Aktivisten sehen sich in einer Linie mit Unabhängigkeitskämpfern wie Kwame Nkrumah, Patrice Lumumba, Nelson Mandela oder Julius Nyerere. Die neue Bewegung ist aber unbedingt gewaltfrei. Die Aktivisten streben keine politischen Posten an, keine Beteiligung an der Regierung. Stattdessen wollen sie in vollem Sinne Bürger sein: Sie fordern ihre Rechte ein, wollen die Regierenden kontrollieren – und im Gegenzug ihre Pflichten als Bürger erfüllen. „Wir müssen uns fragen, wo unsere Verantwortung liegt", stellt auch der malische Anwalt und Menschenrechtsaktivist Mohamed Youssouf Bathily fest. „Die Regierung darf Steuern einnehmen und verwalten. Wir Bürger haben die Pflicht, sie dabei zu kontrollieren." Hierzu hat er in Mali schon 2012 das „Kollektiv für die Verteidigung der Republik" ins Leben gerufen. Damit hat er in der analogen und der digitalen Welt inzwischen tausende Anhänger. Denen ist der Bürgerrechtler unter dem Namen „Ras Bath" bekannt, der Kurzform von „Rasta Bathily". Der Künstlername stammt noch aus seiner Zeit als Moderator beim malischen Rundfunk. Dort hatte der begeisterte Reggae-Fan eine wöchentliche Musiksendung und moderierte sehr kritische politische Programme. Aber im August 2016 bekam er wegen seiner Aktionen eine Art Berufsverbot und darf bis auf weiteres nicht mehr im Radio und Fernsehen auftreten. Daraufhin wurde er in den sozialen Netzwerken umso aktiver. Seine gut 40 Jahre sieht man dem Aktivisten nicht an. Er trägt kurze Rasta-Locken, eine schwarz gerahmte Brille und eine kurze Kette um den Hals. Ras Bath erkannte Anfang 2012, dass es in seiner Heimat politisch so nicht weitergehen kann. In Mali hatte gerade die schwere politische Krise begonnen, die bis heute anhält. Im Januar 2012 rebellierten im Norden die Tuareg, im März putschte das Militär, wenig später marschierten radikale Islamisten auf die Hauptstadt zu. Die französische Armee griff kurzfristig ein und schlug den Vormarsch der Islamisten gemeinsam mit afrikanischen Truppen zurück. Inzwischen hat Mali eine neue Regierung unter Präsident Ibrahim Boubacar Keïta, und eine große UN-Mission versucht, bei der Stabilisierung des Landes zu helfen. Trotzdem wird die Sicherheitslage im Norden und im Zentrum des Landes immer schlechter. Islamisten verüben Attentate auf UN-Soldaten und die malische Armee, Kriminelle rauben die Bevölkerung aus. Und Präsident Keïta, der bei seiner Wahl 2013 als Hoffnungsträger galt, hat seitdem vor allem durch Misswirtschaft, Korruption und die Begünstigung seiner Familie von sich reden gemacht.

In seinem kleinen Büro berät Ras Bath ratsuchende Bürger oder bereitet sich auf öffentliche Versammlungen vor, zu denen er regelmäßig einlädt. Dort spricht er beispielsweise über die jüngste Regierungsumbildung oder enthüllt die Vorgeschichte jedes Ministers: wer wo schon einmal durch Korruption aufgefallen ist, wer wie lange auf Posten saß, die für Veruntreuung besonders berüchtigt sind. Vor Ras Baths Popularität weichen sogar die malischen Behörden zurück. Im August 2016 erzwangen wütende Demonstranten zwei Tage nach seiner Verhaftung seine Freilassung. Der Vorwurf der Behörden: Er habe das Nationalgefühl und das nationale Schamgefühl verletzt. Erst ein knappes Jahr später verurteilte ein Gericht in Bamako den Aktivsten zu zwölf Jahren Haft und einer Strafe von umgerechnet 150 Euro. Zum Zeitpunkt des Urteils war Ras Bath gerade auf Europa-Tournee, versammelte auch in Frankreich und Spanien tausende Anhänger und streute seine Botschaft weiter: „Wir sind selbst dafür verantwortlich, was für eine Regierung wir haben. Wir können die Verhältnisse ändern, unter denen wir leiden." Bei seiner Rückkehr nach Bamako wurde er am Flughafen von einer jubelnden Menge wie ein Popstar empfangen. Trotz des Urteils ist er vorerst weiterhin auf freiem Fuß. Sein Schutz und seine Machtbasis ist der Rückhalt bei den Massen. Und der wiederum wäre ohne die technologische Entwicklung der vergangenen Jahre so nicht denkbar. ●

„Mit dieser Viertelstunde müssen wir arbeiten“

Das Interview führten: STEFAN BRAND *und* SABINE WILKE



Der Journalist Dr. Kai Gniffke ist seit 2006 Chefredakteur von ARD-aktuell und somit auch der Tagesschau und Tagesthemen. In der Interviewserie „Sag es mir ins Gesicht“ machte Gniffke jüngst auf sich aufmerksam, als er live Fragen seiner Kritiker über Twitter, Facebook und Co. beantwortete. Das Ergebnis: eine erfrischend offene und ehrliche Diskussion auf Augenhöhe.

Auch CARE affair bekam Gniffke für eine gute halbe Stunde an die Strippe und diskutierte mit ihm darüber, warum, wieso und weshalb einige große humanitäre Krisen weniger in den Medien abgebildet werden als andere.

SB **_____ Die Tagesschau ist mit über zehn Millionen Zuschauern pro Abend nach wie vor die größte Nachrichtensendung im deutschen Fernsehen. Sind Sie sich dieser medialen Macht bewusst?**

KG Wir sehen uns nicht als mächtig. Vielleicht war das mal vor vielen Jahren so, als es in Deutschland nur ganz wenige Fernsehprogramme gab und kein Internet. Aber heute haben wir keine Macht in dem Sinne, dass wir die Meinung oder das Klima in Deutschland bestimmen könnten. Da sind wir deutlich bescheidener. Dennoch sind wir uns bewusst, welche Wirkung unsere Nachrichten haben und welche Verantwortung damit einhergeht.

SW **_____ Welche Voraussetzungen muss bei Ihnen eine Nachricht erfüllen, damit sie einen Platz in der Tagesschau oder den Tagesthemen bekommt?**

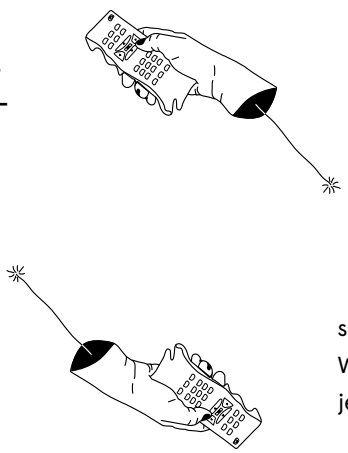
KG Wir bewerten grundsätzlich die Relevanz eines Vorgangs. Was relevant ist, darüber kann man natürlich auch streiten. Bei der Tagesschau und den Tagesthemen sehen wir das so: Wir schauen uns zum einen an, wie viele Menschen von einem Ereignis betroffen sind, also je größer die Zahl, desto höher ist die Relevanz. Dann geht es zum anderen darum, wie einflussreich die handelnden Akteure bei einem Ereignis sind. Zuletzt ist es auch wichtig, wie folgenreich ein Ereignis ist, also inwieweit der Fortgang der Weltgeschichte von diesem Ereignis abhängen wird. Das sind unsere Relevanzkriterien und danach wählen wir unsere Themen aus. Daneben sind Aktualität und die Nähe eines Ereignisses von großer Bedeutung. Dabei ist die Nähe nicht immer nur räumlich zu sehen, sondern auch zu einem bestimmten Kulturkreis. Und natürlich spielt auch eine Rolle, wie bildhaft ein Thema ist, ob es ein starkes Bild gibt. Und last, but not least schauen wir uns den Ge-

sprächswert eines Themas an. Ein Trainerwechsel beim FC Bayern wird vielleicht keine weltpolitischen Konsequenzen haben, aber am nächsten Tag sprechen eben viele Menschen darüber.

SB **_____ Man hört aus Ihrer Antwort heraus, dass die sogenannten westlichen Länder doch irgendwie eine größere Rolle spielen in der Berichterstattung, dass Sie eher in den Westen schauen, als zum Beispiel in den globalen Süden. Ist das so?**

KG Ja, das ist so und das würde ich auch nicht bestreiten. Obwohl die räumliche Entfernung jetzt relativ gleich ist, sind dem deutschen Publikum zum Beispiel die USA tatsächlich näher als beispielsweise Indien. Da gibt es eine kulturelle Nähe und das ist auch nichts, wofür man sich entschuldigen müsste. Das hat vor allem etwas mit dem Einfluss der Vereinigten Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg zu tun. Spätestens seit dieser Zeit ist uns die US-amerikanische Gesellschaft eben näher als etwa die asiatische.

SW **_____ Um die Medien etwas von diesem „westlich geprägten Blick" zu lösen, untersuchen wir unter anderem seit Jahren mit dem Bericht „Suffering in Silence", welche Krisen weltweit die wenigste Berichterstattung erhielten. In 2016 waren das zum Beispiel die Nahrungskrisen in Eritrea, Madagaskar und Nordkorea. Diese Länder haben alle keine große Nähe zum deutschen Kulturkreis. Inwieweit ist ein solcher Bericht für Sie eine Kritik oder eher ein Ansporn?**



KG Das kann ein guter Ansporn sein um zu schauen, ob wir da ein Defizit haben, ob es Konflikte und Krisen gibt, über die wir möglicherweise noch nicht hinreichend berichtet haben. Ein Grundproblem ist allerdings, dass wir uns als Nachrichtenmacher immer mehr Zeit wünschen, um mehr Themen abzudecken. Leider haben Menschen für ihren Nachrichtenkonsum aber nur ein bestimmtes Zeitbudget und ich würde jetzt behaupten, dass das nicht mehr als eine Viertelstunde pro Tag ist. Mit dieser Viertelstunde müssen wir arbeiten und verschiedenste Themen unterbringen. Natürlich ist eine humanitäre Katastrophe in Eritrea immer bedeutsamer und dramatischer, als beispielsweise die Diskussion über die Rente mit 67 in Deutschland. Denn es gibt nichts Schlimmeres als Elend, Leid und Tod. Trotzdem sehen wir unsere Aufgabe auch darin, die Dinge zu diskutieren, die in der deutschen Gesellschaft passieren. Das sieht auf den ersten Blick manchmal zynisch aus, am Ende müssen wir aber immer entscheiden, was der deutsche Zuschauer sehen will.

SB **_____ Dass Sie über deutsche Themen berichten müssen, verstehen wir. Aber wäre es nicht sinnvoll, statt wieder erneut über einen Tweet von Donald Trump zu sprechen, vielleicht auch einmal bewusst einen anderen Weg zu wählen und etwa über die Krise in Eritrea zu berichten? Da hat man manchmal das Gefühl, sie nehmen diese Chance nicht wahr.**

KG Uns ereilt diese Kritik häufig, dass wir zu viel über dieses oder jenes berichten. Es ist jeden Tag ein hartes Ringen um die Frage: Was sind heute die bedeutendsten Ereignisse? Und was man auch sagen muss: Nachrichten zeigen die Abweichung, das Neue. Nur leider ist es eben so, dass es in bestimmten Regionen der Welt, aufgrund von Korruption oder Klimafaktoren, häufiger zu Hungerkatastrophen kommt und es ist dort leider fast ein Stück Normalität. Deshalb schenken wir dem auch nicht immer die gleiche Beachtung, wie etwa dramatischen Ernteeinbußen irgendwo in Europa. Es ist wahnsinnig schwer, hier eine Balance zu schaffen. Da gibt es nicht die Maßeinheit wie beim Weitsprung, die man ansetzen kann. Das muss man jeden Tag neu erspüren.

SW **_____ Die Abweichung von der Norm, das hört sich für uns so an, als sollten wir vielleicht auch einen anderen Dreh finden, wenn wir Themen platzieren wollen. Wäre es für Sie also interessanter, wenn wir als Hilfsorganisation nicht immer nur über gerade akute Krisen sprechen, sondern vielleicht auch mal über die Verhinderung einer Krise, eine Lösung oder einen Erfolg?**

KG Dazu gibt es seit zwei bis drei Jahren im internationalen Journalismus eine sehr spannende Diskussion, die sich mit dem Stichwort „constructive journalism“ auseinandersetzt. Dieser Journalismus will Lösungen aufzeigen, die es gibt. Diese Form der Berichterstattung findet auch bei uns zunehmend Beachtung. Das heißt nicht, dass wir jeden Abend „die gute Nachricht des Tages“ zeigen, aber eben auch berichten möchten, wo es Initiativen gibt, die versuchen, Probleme zu lösen. Dabei ist es für uns Journalisten immer ein schmaler Grat, weil wir uns nicht mit einer Sache gemein machen möchten. Denn in dem Moment, wo ich eine Initiative vorstelle,

erwecke ich bei dem Zuschauer den Eindruck, genau das sei eben gerade eine besonders gute Lösung. Bei Hilfsorganisationen ist es schwierig, und das wissen Sie natürlich viel besser als ich, dass es eben auch einen Konkurrenzkampf gibt. Um Aufmerksamkeit, um Spenden. Deshalb sind wir auch sehr vorsichtig bei der Themenauswahl. Viele Organisationen bemühen sich intensiv, uns ihre Projekte nahe zu bringen.

SB **_____ Verständlich, dass Sie keine Werbung machen möchten. Andersrum erleben wir es in unserer Arbeit häufig, dass Journalisten auf uns zählen, um etwa Zugang zu einem bestimmten Gebiet zu bekommen, um von dort zu berichten. Wir investieren dann also in Logistik und Betreuung, um etwa Berichterstattung in Somalia möglich zu machen. In der Reportage steht dann pauschal, hier werde Wasser „von einer Hilfsorganisation geliefert“. Das können Sie sicher auch verstehen, dass das ärgerlich ist. Wenn da CARE erwähnt würde, würden wir dadurch sicherlich keine Millionen Spendengelder bekommen. Aber es würde den Aufwand ein wenig rechtfertigen und hat auch mit Wertschätzung zu tun.**

KG Es ist sicherlich kein absolutes No-Go, eine Hilfsorganisation zu erwähnen. Kürzlich haben wir Filmmaterial von einer Hilfsorganisation verwendet. Aber wir haben glücklicherweise auch ein großes Korrespondentennetz und können solche Reisen dann eben auch selbst organisieren. Am wenigsten schwer tun wir uns damit, wenn Filmmaterial von Unicef kommt.

SB **_____ Warum machen Sie denn gerade bei Unicef einen Unterschied?**

KG Mir ist klar, dass sich Unicef genauso im Wettbewerb um Spenden befindet wie andere Hilfsorganisationen. Aber da sie eine Organisation der Vereinten Nationen ist, genießt sie am Ende schon den Status, überparteilich zu sein.

SW **_____ Spannend. Was wir auch beobachten, gerade, weil sich das Tempo der Berichterstattung erhöht, sind manchmal Ungenauigkeiten oder ein gewisses Breittreten von Klischees, wenn es um humanitäre Hilfe geht. 2015 war ein ARD-Korrespondent in Nepal in einem Dorf und berichtete zur besten Sendezeit, dass hier noch keine Hilfe angekommen sei. Faktisch sicher richtig, aber dass parallel hunderte weitere, weit entfernt liegende Bergdörfer schon erreicht und versorgt wurden, das schilderte er nicht. Beim Zuschauer blieb hängen: Die Hilfsorganisationen vor Ort machen nichts. Können Sie verstehen, dass dieses Spiel mit Klischees, oder eben diese verkürzten Erklärungen**

Foto: Christian O. Bruch/laif

uns auch häufig ärgern? Wenn etwas in der Tagesschau läuft, klingen am nächsten Tag die Telefone und unsere Spender beschweren sich.

KG Ich verstehe das. Aber wenn es in dem Dorf eine Stimmung gibt, dass hier seit vier Tagen nichts passiert ist, dann ist es nicht unredlich, diese Stimmung auch zu transportieren. Wenn man es allerdings so zuspitzt, liegt eben so ein Schluss nahe, das Geld sei versickert.

SW **_____ Zuschauer haben oft das Gefühl, dass viele Hauptmedien dieselben Nachrichten bringen, weil das Konkurrenzformat diese oder jene Nachricht auch veröffentlicht. Am Ende leidet darunter allerdings die nachrichtliche Ausgewogenheit und die verschiedenen Nachrichtensendungen bedingen sich gegenseitig. Können Sie diese Kritik teilen?**

KG Nein, das kann ich nicht. Den Vorwurf „Mainstream-Medien“ kenne ich zu genüge, den habe ich in den letzten drei Jahren häufig gehört und ich teile diese Kritik nicht. Auch wenn wir Hanseaten sind, verfahren wir da nach dem bayerischen Motto: „Mia san mia“. Also wenn die anderen was berichten, dann ist das halt so, dann leben wir damit, das alleine ist für uns als Tagesschau kein Grund, das Thema aufzugreifen. Es ist für uns natürlich immer interessant auf Medien zu schauen, die einen komplett anderen Kurs fahren und zu prüfen, ob da das ein oder andere Thema für uns auch interessant wäre. Ob das andersrum passiert, kann ich nicht sagen. Zumal wenn die Tagesschau läuft, die meisten überregionalen Tageszeitungen ja schon gedruckt sind.

SB **_____ Kommen wir zum Schluss nochmal auf den Begriff „Macht“ zurück. Sie sagten eingangs, dass Sie sich keineswegs als mächtig empfinden. Aber Macht kann ja auch etwas Positives sein. Warum sind Sie da so bescheiden?**

KG Wir müssen unser Licht sicher nicht unter den Scheffel stellen. Wir erreichen jeden Tag zehn Millionen Menschen um 20 Uhr mit der Tagesschau. Es ist uns schon bewusst, was das für eine Wirkung hat. Aber eben auch, was das für eine Verantwortung bedeutet. Aber damit sind wir nicht mehr alleine auf der Welt. Wir können nicht die Meinung in Deutschland machen. Dafür gibt es zu viele Informationsquellen und da tut uns Bescheidenheit gut. Wenn wir über humanitäre Katastrophen reden, da ist mir zum letzten Mal vor zehn Jahren bewusst geworden, am Beispiel Darfur, wie Öffentlichkeit auch entstehen kann. Wir brachten dieses Thema sehr regelmäßig in den Tagesthemen. Und ich glaube, wir hatten einen gewissen Anteil daran, dass andere auf das Thema eingestiegen sind, dass dieser Konflikt stärker in den Fokus gerückt wurde. Aber alleine können wir kein Thema anschieben. ●

care.de/vergessenekrisen

Wann wenden sich Hilfsorganisationen an die Politik?

Wenn uns die Hände gebunden sind.

Von ANICA HEINLEIN

SOME BAD NEWS

06.03.2017

CARE: „Legale Fluchtoptionen gleichen Lotteriespiel“

13.03.2017

Sechs Jahre Syrienkrise: Noch immer harren 650.000 Menschen in belagerten Gebieten aus

05.04.2017

Syrien: CARE verurteilt Angriffe auf Idlib

20.06.2017

Weltflüchtlingstag: 82 Prozent syrischer Flüchtlinge in Jordanien leben unterhalb der Armutsgrenze

09.08.2017

Jemen: Verschärftes Leid durch eingeschränkten Luftverkehr

15.09.2017

Flüchtlinge aus Myanmar in Bangladesch: CARE warnt vor Gefahren für Frauen und Kinder

17.10.2017

Flüchtlinge in Bangladesch: CARE warnt vor Anstieg sexualisierter Gewalt

17.11.2017

Hilfsorganisationen zur anhaltenden Blockade im Jemen: „Millionen Menschen drohen Hunger und Tod“

Dies sind nur einige Überschriften der von CARE veröffentlichten Pressemeldungen im Herbst 2017. Sie spiegeln unsere Aktivitäten, aber auch klar unsere Grenzen wieder. Ein Großteil der Arbeit von CARE Deutschland besteht aus Nothilfe. Wie es der Begriff vermuten lässt, geht es dabei um die Versorgung von Menschen in Not. Im Fall von Krieg und Konflikt oder nach einer Naturkatastrophe sind die Betroffenen zwar mit dem Leben davon gekommen, haben aber sonst oft alles verloren und besitzen buchstäblich nur noch die Kleider, die sie am Leib tragen.

Die Vereinten Nationen und private Hilfsorganisationen wie CARE kümmern sich dann darum, diese Menschen zu versorgen und ihre grundlegenden Bedürfnisse zu stillen. Wir verteilen Essen und sauberes Trinkwasser, errichten Unterkünfte, organisieren medizinische Versorgung und kümmern uns auch darum, dass Menschen in Not Bildung und Perspektiven erhalten. Dabei verpflichten sich Hilfsorganisationen den humanitären Prinzipien Menschlichkeit, Unparteilichkeit, Neutralität und Unabhängigkeit.

Zurück gehen diese Grundsätze auf den Gründer der Rot-Kreuz-Bewegung, den Schweizer Henry Dunant. Im Jahr 1859, auf einer Geschäftsreise nach Solferino in Oberitalien, wurde er zufällig Zeuge einer der blutigsten Schlachten der europäischen Geschichte mit über 40.000 Verwundeten und Toten. Schockiert vom Elend der Opfer und der Hilfslosigkeit der Sanitätskräfte formulierte er drei Jahre später in seinem Erlebnisbericht „Eine Erinnerung an Solferino“ die Idee von internationalen Hilfsorganisationen, die sich auf Basis von Neutralität und Freiwilligkeit im Fall einer Schlacht um die Verwundeten kümmern sollten. Das Rote Kreuz war geboren.

Für Dunants Ideen interessierten sich auch Staaten: Schon 1864 griffen zwölf Länder seine Empfehlungen auf und verabschiedeten die erste Genfer Konvention „betreffend die Linderung des Loses der im Felddienst verwundeten Militärpersonen“. Sie legte das Fundament für das heutige humanitäre Völkerrecht, in dem später auch der Schutz von Zivilisten im Kriegsfall geregelt wurde.

DIE HUMANITÄREN PRINZIPIEN

MENSCHLICHKEIT

Die Würde des Menschen steht im Mittelpunkt. Wo Menschen durch Katastrophen oder Konflikten leiden, haben sie ein Recht auf Hilfe, bei der ihre Menschenwürde gewahrt wird. Hilfe darf nicht entmündigen, sondern muss Menschen in Not die Hand reichen.

UNPARTEILICHKEIT

Das Kriterium für Hilfe ist allein der humanitäre Bedarf. Ethnische Herkunft, Geschlecht oder religiöse und politische Zugehörigkeit dürfen keine Rolle bei der Vergabe spielen. Hilfe muss dort ankommen, wo sie am nötigsten gebraucht wird und wo die Menschen sich am wenigsten aus eigener Kraft helfen können.

NEUTRALITÄT

Humanitäre Organisationen dürfen sich nicht in den Konflikt einmischen und sich nicht für oder gegen eine Konfliktpartei aussprechen.

UNABHÄNGIGKEIT

Humanitäre Organisationen müssen frei und ohne äußere Einflussnahme ihre Arbeit durchführen können. Dies bedeutet die nötige Distanz von den Konfliktparteien, aber auch von Gebern. Humanitäre Hilfe ist kein Instrument deutscher Außenpolitik. Auch um Unabhängigkeit zu wahren sind private Spenden und möglichst viele unterschiedliche Geber – etwa Regierungen, internationale Organisationen, Unternehmen, Stiftungen – so wichtig.

2,98

Millionen Menschen lebten in schwer zugänglichen Gebieten.

SYRIEN IM SEPTEMBER 2017

419.920

Menschen waren komplett von Hilfe abgeschnitten.

Die heute geltenden vier Genfer Abkommen von 1949 sowie die beiden Zusatzprotokolle von 1977, die insbesondere das Verbot direkter Angriffe auf Zivilpersonen und ein Recht auf humanitäre Hilfe in bewaffneten Konflikten beinhalten, bilden gegenwärtig die Grundlage für die Arbeit von humanitären Hilfsorganisationen. Entsprechend diesen Abkommen gelten vor allem vier Personengruppen in internationalen bewaffneten Konflikten als geschützt: die Verwundeten und Kranken der bewaffneten Kräfte im Feld (Genfer Abkommen I), die Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen der bewaffneten Kräfte zur See (Genfer Abkommen II), die Kriegsgefangenen (Genfer Abkommen III) sowie die Zivilpersonen in Kriegszeiten (Genfer Abkommen IV). Der Schutz der Genfer Konventionen gilt darüber hinaus auch für Mitarbeiter von Hilfsorganisationen und andere Personen, die für die Hilfe und Versorgung tätig sind, kurz: die humanitären Helfer.

Als ich vor Jahren das erste Mal von den vier humanitären Prinzipien hörte, dachte ich, jemand hätte sich einen Scherz erlaubt. „Menschlichkeit“ leuchtete mir gerade noch ein, aber „Neutralität“, „Unparteilichkeit“ und „Unabhängigkeit“ schienen mir dreimal das Gleiche zu sein, zumindest den Worten nach und auf den ersten Blick.

Doch die Begriffe haben inhaltlich rein gar nichts miteinander zu tun. Sie bieten vielmehr den Rahmen, der es Hilfsorganisationen ermöglicht, als außenstehende Akteure in einem Konflikt wahrgenommen zu werden. Deswegen sind die humanitären Prinzipien so zentral und deswegen gilt der Angriff auf humanitäres Personal als schwerer Verstoß gegen Internationales Recht.

Im Grunde ist es schnell erklärt: Hilfsorganisationen und ihre Mitarbeiter helfen denen, die Hilfe am nötigsten brauchen, egal wer oder welche Gruppe dies ist (Unparteilichkeit). Sie sind unabhängig von irgendeinem anderen Interesse als dieser Hilfe (Unabhängigkeit). Und sie nehmen keine Seite in dem Konflikt ein, in dem sie sich bewegen (Neutralität). Ein feinmaschiges Netz an Sicherheiten, um zu gewährleisten, dass Helfer wirklich zu denen gelangen, die die Hilfe am dringendsten benötigen.

Soweit, so gut.

Fast alle Hilfsorganisationen beschäftigen heutzutage politische Referenten. Ihre Betitelung mag variieren, doch diese Fachleute haben die Aufgabe, den Kontakt zu politischen Entscheidungsträgern zu suchen und zu halten. Bei CARE in Deutschland haben wir drei Themen, zu denen wir hauptsächlich politische Anwaltschaftsarbeit leisten: die Aufmerksamkeit für humanitäre Krisen, der Kampf gegen den Klimawandel und seine negativen Folgen und die weltweite Beseitigung von Hunger.

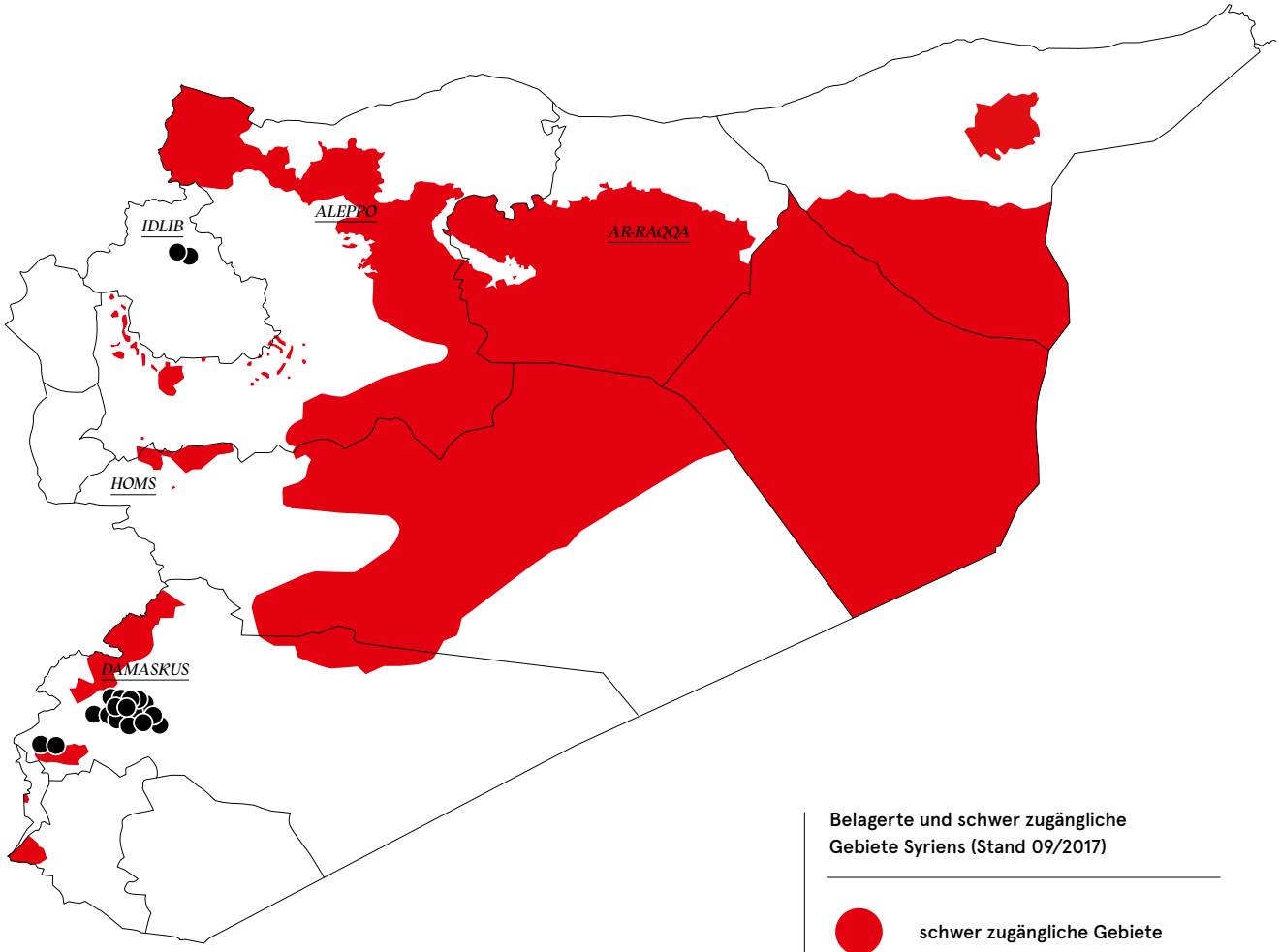
Ist CARE Deutschland also noch neutral, wenn wir mit den politischen Entscheidungsträgern in Kontakt treten und beispielsweise entschlossenes Handeln der Bundesregierung für die Beilegung eines Konflikts einfordern? Verletzen wir damit nicht die humanitären Prinzipien und setzen uns der Gefahr aus, nicht mehr als neutral wahrgenommen zu werden und uns so zur Zielscheibe zu machen? Sollten wir uns nicht aus den politischen Gefilden heraushalten und uns auf unsere Arbeit konzentrieren – nämlich die praktische Hilfe für die Menschen vor Ort?

Ein Beispiel: Im März 2017 jährte sich der Tag des Konfliktausbruchs in Syrien zum sechsten Mal. Unter dem Motto „Uns sind die Hände gebunden“ versammelten sich 23 deutsche Hilfsorganisationen vor dem Bundestag zu einem gemeinsamen starken Bild und forderten Zugang zu den eingeschlossenen Gebieten in Syrien, in denen kaum oder keine

SYRIEN

Nicht nur die Kampfhandlungen, sondern auch verweigerte Genehmigungen für Hilfstransporte auf lokaler und nationaler Ebene, nicht eingehaltene Feuerpausen, Uneinigkeit über Zugangsrouten und die Nicht-Einhaltung von Verfahren an Checkpoints durch die beteiligten Konfliktparteien machen ausreichende und effiziente Hilfe in Syrien oft unmöglich.

Quelle: UN Office for the Coordination of Humanitarian Affairs (OCHA)



Belagerte und schwer zugängliche Gebiete Syriens (Stand 09/2017)

- schwer zugängliche Gebiete
- belagerte Gebiete (kein Zugang)
- frei zugängliche Gebiete

care.de/nothilfe

Hilfe möglich ist. Begleitet wurde die Aktion mit einem Forderungspapier an die deutsche Politik.
Darin appellierten wir dringend an die Bundesregierung, durch verstärkte diplomatische Bemühungen eine Beendigung des Konflikts in Syrien herbeizuführen. Wir wiesen darauf hin, dass dafür zunächst ein dauerhafter, unabhängig überwachter Waffenstillstand und sodann eine politische Einigung zwischen den Konfliktparteien erreicht werden müssen. Und wir forderten, dass in alle Verhandlungsprozesse unabhängige Vertreterinnen und Vertreter der syrischen Zivilgesellschaft substanziell miteinbezogen werden. Wir verlangten, Druck auf alle Konfliktparteien auszuüben, die Zivilbevölkerung vor jeglichen Kampfhandlungen und deren Auswirkungen zu schützen und wiesen darauf hin, dass humanitäres Völkerrecht eingehalten und Zuwiderhandlungen mit Mitteln der internationalen Strafgerichtsbarkeit geahndet werden müssen.

Und wir forderten natürlich den vollständigen, unmittelbaren, bedingungslosen, sicheren, ungehinderten und dauerhaften Zugang von humanitärer Hilfe für alle Menschen in Syrien zu ermöglichen. Das sind ziemlich viele Forderungen für Akteure, die eigentlich neutral sind.

Doch diese Forderungen haben unsere Neutralität nicht verletzt. Wir haben uns mit ihnen weder auf eine Seite geschlagen noch Partei ergriffen. Wir haben keine parteipolitische Position bezogen und auch für keine der Konfliktparteien gesprochen. Wir haben vielmehr das getan, was wir neben der praktischen Hilfe vor Ort ebenfalls als unsere Aufgabe ansehen: Denjenigen Menschen eine Stimme gegenüber der deutschen Politik zu geben, die sonst kaum oder gar nicht gehört werden. Wir sprechen für Menschen, mit denen wir vor Ort gemeinsam definieren, was die dringendsten Bedürfnisse sind, die gestillt werden müssen, und deren Wünsche, Forderungen und Anliegen wir deshalb sehr genau kennen. Denn auch das ist eine Form der Menschlichkeit: nicht für, sondern gemeinsam mit den Betroffenen zu entscheiden, welche Unterstützung sie benötigen, und sie nicht zu reinen Hilfeempfängern zu degradieren.

Es ist uns am liebsten, wenn diese Menschen für sich selbst sprechen. Aus diesem Grund versuchen wir beispielsweise so oft es geht, Betroffene und Kollegen aus unseren Projektländern nach Deutschland zu holen. Hier bringen wir sie ins Gespräch mit Bundestagesabgeordneten und Ministeriumsvertretern, damit sie direkt und ohne Umwege über die Situation in ihrem Heimatland berichten können. Denn es macht natürlich einen Unterschied, ob die Philippinin Minet Aguisanda-Jerusalem selbst und aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus darüber spricht, was der Taifun Haiyan in ihrem Land angerichtet hat und wie sie mit ihrer Organisation dafür kämpft, die Menschen besser auf zukünftige Katastrophen vorzubereiten. Doch nicht immer ist dies möglich und dann übernehmen wir diese Aufgabe, in enger Abstimmung mit den Menschen vor Ort und als ihre Fürsprecher.

CARE als Hilfsorganisation ist politisch neutral. Nicht neutral verhalten wir uns aber bei der Einhaltung von internationalem Recht und der Achtung der Menschenrechte. Hierfür treten wir entschlossen ein. Wir erwarten, dass die deutsche Politik dies ebenfalls tut und sich vehement dafür einsetzt, einen sicheren und verlässlichen Rahmen für unsere Arbeit zu schaffen. Die politischen Entscheidungsträger immer wieder daran zu erinnern – und manchmal auch für ihre Positionen zu kritisieren, ist leider andauernd notwendig.

In vielen Konflikten erleben wir Momente, in denen uns die Hände gebunden sind: Wenn wir nicht zu den Menschen vordringen können, die unsere Hilfe am nötigsten brauchen. Wenn Grenzen geschlossen werden, und Hilfsgüter nicht ins Land gelangen, so wie es die Pressemitteilung im November 2017 zum Jemen schildert. Wenn Helferinnen und Helfer Zielscheibe von Angriffen werden und sie damit noch gefährdeter sind, als es die Arbeit in einem Krisengebiet ohnehin schon bedingt. Wir sind auf dieser Ebene machtlos und darauf angewiesen, dass sich politische Entscheidungsträger für die Menschen vor Ort und für uns Helferinnen und Helfer einsetzen. ●

Foto: Abdulhakim Al-Ansi

Sanaa

Nov. 10, 2017

Ein weiterer Tag im Jemen

Johan Mooij
leitet das Büro von CARE im Jemen.

Im November 2017 eskalierten die Kampfhandlungen und alle Grenzen wurden abgeriegelt.

Wie sich eine solche Situation für Helfer anfühlt, beschreibt er in seinem Tagebuch.

6:30

Mein Wecker klingelt. Jeden Morgen nach dem Aufstehen überprüfe ich als Erstes, ob dringende SMS oder E-Mails eingegangen sind. Ein Teil der CARE-Familie zu sein bedeutet, dass man den ganzen Tag (und die ganze Nacht) E-Mails bekommt. Aber heute habe ich Glück: Es wartet nichts Dringendes in meinem Posteingang.

7:00

Kaffee. Erst E-Mails, dann Koffein. Leider habe ich noch keine richtige Kaffeemaschine, also muss Instant-Kaffee als Ersatz herhalten. Gleichzeitig höre ich den Stromgenerator anlaufen, was bedeutet, dass ich eine heiße Dusche haben kann! Es gibt hier nur wenig Wasser, aber ich will mich nicht beschweren, denn ich weiß, dass sich der Preis für Wasser mancherorts im Jemen in den letzten Monaten verdoppelt hat. Die meisten Leute in der Hauptstadt Sanaa haben nicht einmal das bisschen Wasser, das mir zur Verfügung steht. Mehrere Kliniken mussten daher bereits schließen.

7:30

Ich verbringe ein bisschen Zeit auf meinem Dach, das ich oft als Arbeitsplatz nutze. Die Stadt wacht auf. Es fühlt sich an, als sei Sanaa ein Dorf. Ich höre Vögel singen, spielende Kinder, eine Autohupe und eine Frau, die durch ein Mikrofon spricht. Von oben sieht man auch die vielen Solarpanels, die die Stadt bedecken und es den Menschen ermöglichen, etwas Strom für Lichter, Kühlschränke und anderes zu

erzeugen. Generatoren, die mit Kraftstoff betrieben werden, sind nicht immer funktionsfähig. Zudem hat die Blockade vieler Zufuhrwege in den Jemen den Kraftstoff knapp werden lassen und die noch übrigen Reserven im Land sind um 40 bis 60 Prozent teurer geworden.

8:00

Es ist Zeit für mein erstes Radiointerview heute, gefolgt vom Frühstück mit ein paar Kollegen. Das Frühstück ist in der Regel ein guter Zeitpunkt, um Informationen über die Sicherheit auszutauschen. Zwei meiner internationalen Mitarbeiter sind für Meetings und über die Feiertage im Ausland. Jede Woche senden wir ein Update über die Anzahl unserer internationalen Mitarbeiter im Jemen an die Vereinten Nationen, damit sie mögliche Evakuierungen planen können. Insgesamt gibt es hier etwa 120 internationale NGO-Mitarbeiter, die wie wir alle wegen der Blockade und Grenzschließungen festsitzen. Einer von ihnen hat mir erzählt, dass er wahrscheinlich den Geburtstag seines Sohnes verpassen wird.

8:30

Das Büro ist auf der anderen Straßenseite. Unser Sicherheitspersonal sorgt dafür, dass wir sicher dorthin gelangen. Ich nehme mir Zeit, alle Kolleginnen und Kollegen im Büro zu begrüßen. Das Team von CARE Jemen ist fantastisch – ich habe selten so engagierte und qualifizierte Mitarbeiter gesehen. Es ist eine Freude, mit ihnen zu arbeiten. Einige sind seit mehr als zehn Jahren bei CARE.

Als ich an meinen Schreibtisch komme, erhalte ich ein kurzes Update über die Sicherheitslage: Noch mehr Luftangriffe. Sie sind zwar schon Teil unseres Alltages, aber dennoch frage ich mich jedes Mal aufs Neue, wie viele Menschen diesmal gestorben sind …

10:30

Einer unserer regionalen Nothilfekoordinatoren ruft mich an. Nachdem wir endlich die Erlaubnis erhalten haben, in einigen Teilen von Hudayda, im Westen des Jemen, zu arbeiten, teilt er mir nun mit, dass das Gebiet zu einer Militärzone erklärt wurde. Ich habe keine Ahnung, was das genau bedeutet, aber das Ergebnis ist, dass wir dort nicht arbeiten können. Da wir in einem anderen Gebiet eine Bedarfsanalyse durchgeführt haben, fragen wir die zuständigen Behörden, ob wir stattdessen dort die Arbeit aufnehmen können. Es sieht gut aus. Dies bedeutet zwar, dass die Menschen in der Militärzone keine Hilfe von uns bekommen, andere aber schon. Das mag nicht gerecht erscheinen, schlimmer wäre es aber, wenn wir komplett untätig bleiben müssten.

11:00

Mehr Krisen bedeuten mehr Meetings. In diesem geht es um Nahrungsmittelverteilungen, die wir gemeinsam mit dem Welternährungsprogramm organisieren. Ich informiere das Sicherheitspersonal, wann ich wo sein will. Sie prüfen, ob die Lage dort sicher ist und organisieren ein Auto sowie einen Fahrer. Sobald ich ins Auto steige, schalte ich meinen Tracker ein, damit unser Operationsraum weiß, wo ich bin. Da ich nicht bei allen Nahrungsmittelverteilungen dabei sein kann, ist ein Kollege bereit, einige von ihnen an meiner Stelle zu besuchen.

12:00

Ich erhalte pro Tag etwa 150 E-Mails. Ich bemühe mich, so schnell wie möglich auf die wichtigsten davon zu antworten. Alle zu beantworten, ist unmöglich. Wenn mehrere Kolleginnen und Kollegen in einer Mail adressiert werden, gehe ich davon aus, dass jemand von den anderen antworten wird. Hoffentlich denken wir nicht alle so!

13:00

Als ich auf dem Weg zu einem weiteren Treffen mit internationalen Partnern bin, höre ich das Geräusch einer kleinen Schusswaffe. Obwohl ich mich auf dem UN-Gelände befinde,

fühle ich mich unsicher. Zum Glück sind die Schüsse nicht auf uns gerichtet und ich eile weiter in den Besprechungsraum. Die Geber interessieren sich dafür, wie die aktuelle Blockade unsere humanitären Hilfsmaßnahmen beeinflusst. Wir erklären, dass wir aufgrund noch ausreichender Bestände im Land wie gewohnt weiterarbeiten. Aber wir machen auch deutlich, dass neue Lieferungen zu spät kommen werden, wenn der Hafen nicht rechtzeitig öffnet. Internationale Mitarbeiter können nicht ein- und ausreisen. Doch das ist nur ein kleines Problem im Vergleich zu den Schwierigkeiten für die kommerziellen Märkte, die durch die Grenzschließung gestört werden, was die Preise für Nahrungsmittel und andere Vorräte explodieren lässt. Es ist nicht viel Geld im Umlauf, weil die Gehälter der Regierung seit mehr als einem Jahr nicht ausgezahlt wurden. Jemand erzählt mir, dass im Falle einer Hungersnot wohl alle Menschen gleichzeitig sterben würden, da die Jemeniten traditionell ihre knappen Ressourcen miteinander teilen.

16:00

Das heutige Mittagessen: eine Packung Kekse, die ich während der Nachmittagssitzungen mit Kollegen teile. Ich erhalte ein Sicherheitsupdate zu den Drohungen, die einer unserer Mitarbeiter vor einigen Tagen am Telefon erhalten hat. Wir sind uns zwar unsicher, wer dahinter steckt, aber wir wissen, dass die Situation für Mitarbeiter von Hilfsorganisationen im Jemen gefährlich ist.

17:30

Interview mit einem niederländischen Radiosender und ABC Australia. Ich gebe eigentlich gerne Interviews, doch die Themen sind meist sehr besorgniserregend. Wir sprechen hauptsächlich über die sich verschlechternde Situation im Jemen. Mehr als sieben Millionen Menschen sind auf Nahrungsmittelhilfe von außen angewiesen. Es gibt einen Mangel an Wasser, Gesundheitsversorgung und vielem mehr. Diese Blockade muss aufhören. Wenn die Journalisten fragen, was wir tun können, merke ich ihnen an, dass sie erkennen, wie schwierig die Situation ist. Ich sage ihnen, dass wir so lange wie möglich mit den begrenzten Mitteln weitermachen werden. Wir geben die Hoffnung nicht auf und fordern die Regierungen dazu auf, mehr politischen Druck auf die Konfliktparteien auszuüben.

20:00

Endlich habe ich etwas Zeit zum essen. Unsere Köchin hat ein schönes Gericht im Kühlschrank hinterlassen. Nach der Hälfte der Mahlzeit mache ich ein weiteres Liveinterview im Radio. Meine Frau scherzt, dass ich nun berühmt werde. Aber diese Interviews sind natürlich ein wichtiger Teil meines Jobs: Es geht darum, die breite Öffentlichkeit über die schrecklichen Entwicklungen im Jemen zu informieren.

21:00

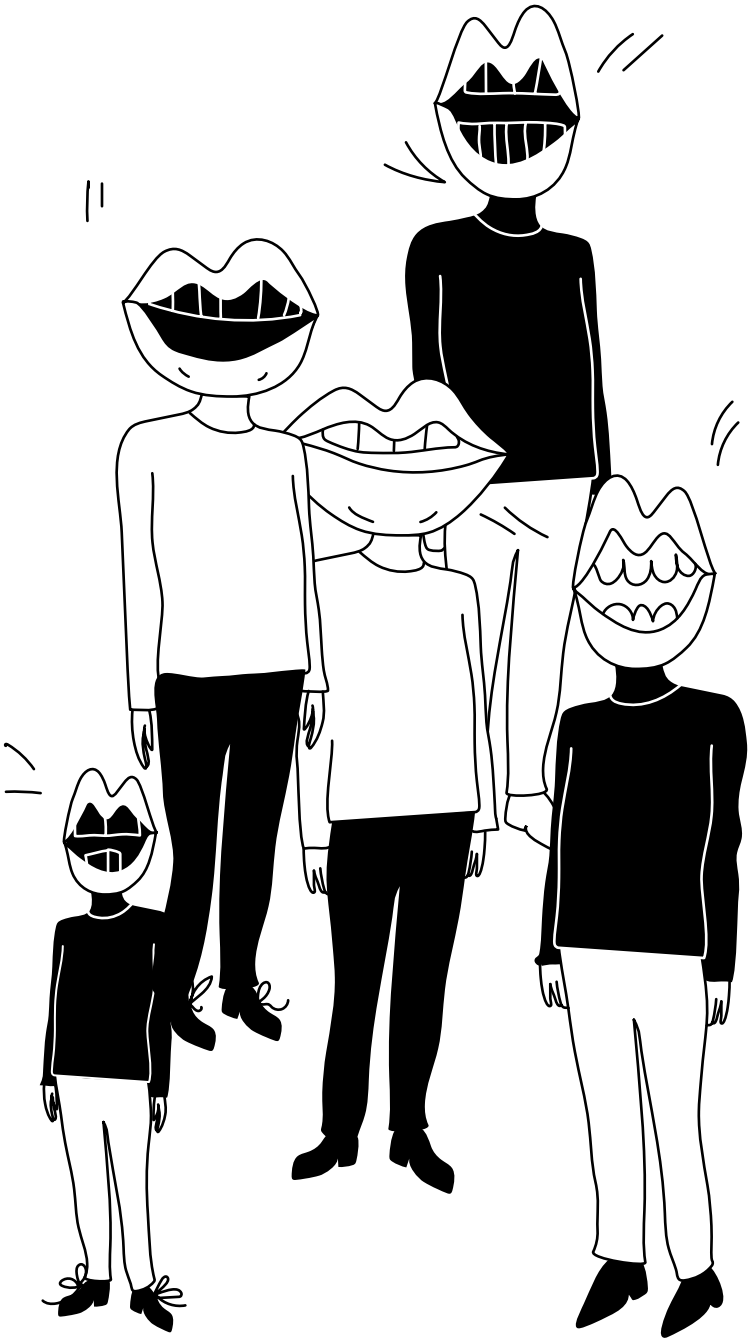
Während ich die Nachrichten schaue, schlafe ich ein. Nach zehn Minuten ruft unser Sicherheitsbeamter an, um zu berichten, dass es an verschiedenen Orten in Hajjah und Sanaa weitere Luftangriffe gegeben hat. Vielleicht auch an anderen Orten, aber das ist noch unklar. Ich beschließe, noch ein bisschen wach zu bleiben, nur um sicherzugehen, dass die Angriffe nicht in unserer Nachbarschaft stattfinden. Wir haben ein Haus mit Keller, den wir benutzen, wenn uns die Bomben zu nahe kommen. Ich prüfe unsere Notvorräte. Mit ihnen können wir etwa 15 Tage überleben. Außerdem merke ich, dass ich mit unserem Sicherheitspersonal noch das Anlegen eines zweiten Ausgangs aus dem Keller besprechen muss.

23:00

Zeit, ins Bett zu gehen. Ich hatte einen anstrengenden Tag und bin zufrieden mit all der Arbeit, die geleistet wurde. Ich bin stolz, Teil des Teams von CARE Jemen zu sein. Obwohl Freitag normalerweise ein freier Tag ist, denke ich, dass ich den Tag nutzen werde, um einige E-Mails zu lesen. Ein weiterer Tag im Jemen wird seinen Lauf nehmen. Mit diesem Gedanken schlafe ich ein. ●

Richtung Süden

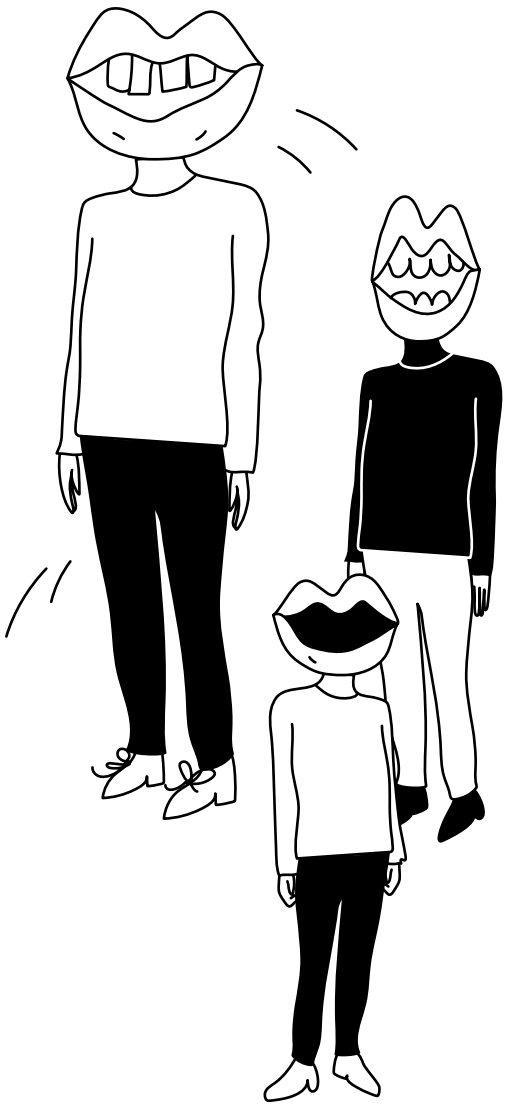
Ein Essay von DR. WOLFGANG JAMANN



Welche Rolle spielt Macht für eine internationale Hilfsorganisation wie CARE – nach außen wie nach innen?

Ist „Macht“ ein Thema, über das eine internationale Hilfsorganisation wie CARE diskutieren sollte? Auf den ersten Blick liegt der Begriff weit entfernt: Wir arbeiten dort, wo die Not am größten ist, bedarfsorientiert und gemeinsam mit den Betroffenen – mit dem Ziel, das Leben von armen und marginalisierten Menschen ein bisschen lebenswerter zu machen. Was hat Macht mit alldem zu tun, könnte man sich fragen. Und wäre es nicht ein Widerspruch zur viel gepriesenen „partnerschaftlichen Hilfe“, wenn wir uns für eine Veränderung der bestehenden Machtverhältnisse einsetzen würden?

Macht hat eine große Bedeutung. Ein wenig scharf, aber möglicherweise realistisch weist die



Weltbank auf diese Herausforderung für die Entwicklungsgemeinschaft hin: „Die Fähigkeit von Institutionen, ihre Verpflichtungen, Koordination und Kooperationen glaubwürdig umzusetzen (...) hängt von den jeweiligen Machtverhältnissen ab, auch von Ausgrenzung, Ausbeutung und Vetternwirtschaft."

Zivilgesellschaftliche Organisationen des globalen Südens kritisieren die internationalen NGOs immer wieder dafür, ihre Macht, ihren Einfluss und ihre Ressourcen nicht zu teilen. Einer der größten Kritiker ist die kenianische Organisation Adeso, die den internationalen Hilfsorganisationen vorwirft, ihre moralische Orientierung verloren zu haben. „Macht wird einem nie gegeben, sondern immer genommen", sagte Adeso-Vorsitzender Degan Ali in einem Interview mit der britischen Zeitung The Guardian.

Die südlichen Stimmen der Zivilgesellschaft werden immer lauter und müssen dringend angehört werden. Nur so können die Machtverhältnisse in der internationalen Gemeinschaft neu justiert und Verhaltensweisen wie Korruption und schlechte Regierungsführung bekämpft werden. Als CARE müssen wir diese Bewegungen wahrnehmen, denn sie entsprechen unserem Ziel: einer Welt voller Hoffnung, Toleranz und sozialer Gerechtigkeit. Die Geschichte von CARE begann in der europäischen Nachkriegszeit als die einer wohltätigen Bewegung, die auf Solidarität und Versöhnung beruhte und in der Tradition des Gebens verankert war. Es ging also schon damals um die klaffende Lücke zwischen den Habenden und den Hungernden. Rund 100 Millionen CARE-Pakete gelangten in der Nachkriegszeit aus den USA nach Europa. Dieser große Akt der Solidarität prägte die transatlantischen Beziehungen nachhaltig. Noch heute setzt sich CARE für die Überwindung von struktureller Armut und Ungerechtigkeit ein. Die Solidarität zwischen dem globalen Norden und Süden liegt sozusagen in unserer Genetik. CARE ist eine Konföderation aus 14 unabhängigen Mitgliedsorganisationen, die vor allem im Norden angesiedelt sind und in mehr als 70 Ländern des globalen Südens arbeiten. Doch nur drei unserer Mitglieder sind südliche Länder: Peru, Indien und Thailand.

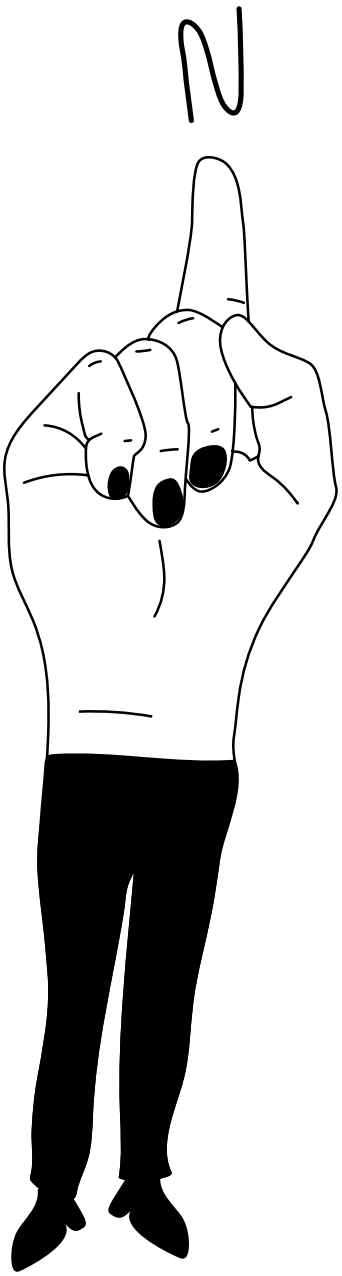
Ein Schwerpunkt unserer globalen Programmstrategie ist die wirtschaftliche Stärkung von

Frauen. Strukturen, die Bevölkerungsgruppen benachteiligen, sollen überwunden werden. Doch ist das Konzept der Stärkung an sich nicht ebenfalls fraglich, da es impliziert, dass den Menschen etwas gegeben wird, statt sich selbst zu entwickeln?

Wer Ressourcen besitzt, hat auch Macht. In der Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe ist das manchmal subtil, zeitweise aber auch deutlicher zu sehen: Öffentliche Geldgeber bringen ihre Ideen ein; sie gründen ihre finanzielle Unterstützung etwa auf sicherheitspolitischen Bedenken oder möchten Geflüchtete fernhalten. Eine Organisation wie CARE, die 70 Prozent der Einnahmen von öffentlichen Geldgebern erhält, muss das berücksichtigen – insbesondere in Zeiten, in denen die humanitäre Hilfe für politische oder wirtschaftliche Zwecke instrumentalisiert wird.

Neben Macht spielt Größe eine wichtige Rolle. Jedes Jahr setzt CARE rund um den Globus etwa 680 Millionen Euro um. Aber CARE ist nicht homogen. Unsere Organisation besteht aus kleinen und großen Mitgliedern aus armen und reichen Ländern und aus verschiedenen geopolitischen Regionen. Die Entscheidungsprozesse sind sehr komplex und es ist eine Herausforderung, faire und kluge Entscheidungen zu treffen, die alle Mitglieder miteinbeziehen und den kollektiven Willen der CARE-Gemeinschaft wiederspiegeln.

Laut einer kürzlich durchgeführten Umfrage des International Civil Society Centre gaben mehr als zwei Drittel der internationalen Organisationen an, dass ihre Entscheidungsprozesse – zumindest manchmal – zu langsam und zu umständlich ablaufen. Im globalen Süden ist die Frustration groß: Man fühlt sich noch immer vom Norden dominiert und fordert eine faire Mitsprache. Folglich werden die

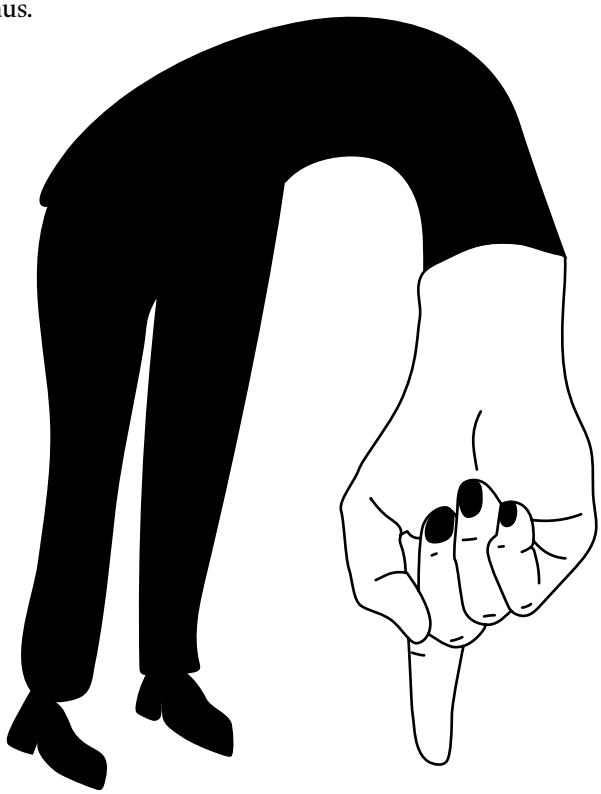


Entscheidungen der großen internationalen Organisationen häufig als ineffizient und nicht legitim empfunden. Um dies zu ändern, hat CARE wie viele andere Hilfsorganisationen begonnen, den globalen Süden stärker miteinzubeziehen. 2014 beschlossen die Vorsitzenden aller CARE-Mitglieder auf einer Sitzung im indischen Delhi, dass bis 2020 die Mehrheit der CARE-Mitglieder aus dem globalen Süden stammen soll. In so kurzer Zeit neue CARE-Mitglieder zu gewinnen und die Entscheidungsprozesse zu verbessern, ist ein ambitioniertes Ziel, dessen sind wir uns bewusst.

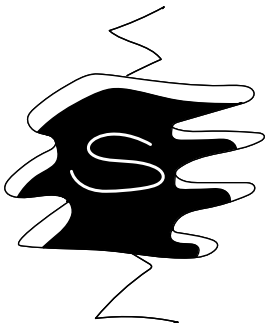
Doch bisher sieht es vielversprechend aus: CARE hat bereits vier weitere Länder ins Boot geholt: Indonesien, Marokko, Ägypten und Sri Lanka. Alle vier sollen schnell zu vollwertigen Mitgliedern des Netzwerkes werden. Sie haben bereits Geschäftspläne entwickelt und damit begonnen, ihre eigenen Vorstände zu bilden. Die Mitarbeiter stammen fast ausschließlich aus den jeweiligen Ländern. Alle neuen Mitgliedsorganisationen befinden sich noch auf der Reise in ein unbekanntes Gebiet. Doch sie werden von den anderen Mitgliedern der CARE-Familie unterstützt. CARE Sri Lanka hat sich zu einem sozialen Unternehmen namens „Chrysalis“ gewandelt, das seine Erfahrung in der ländlichen Entwicklung und der Stärkung von Gemeinden mit nationalen und internationalen Akteuren der Entwicklungszusammenarbeit teilen möchte. In Indonesien wird die Arbeit von CARE in ländlichen Gebieten mit der Vorbereitung auf Naturkatastrophen gekoppelt. Gleichzeitig beginnen wir in diesem Land mit wachsender Mittelschicht auch damit, um Spenden zu werben. Schließlich haben viele Menschen hier selbst Solidarität in Katastrophenzeiten erlebt. CARE Marokko

hat bereits sein eigenes Gremium gebildet und mit dem Fundraising begonnen. Von Beginn an war CARE Marokko eine eigenständige nationale Organisation. Und der vierte neue Partner, CARE Ägypten baut neben der klassischen Projektarbeit die politische Anwaltschaft aus.

Unsere Motivation für diese Strukturveränderungen unserer Organisation Richtung Süden sind nicht einfach „political correctness“ oder Erwartungen von außen. Diese Entscheidung orientiert sich an globalen Entwicklungen: In unserer multipolaren Weltordnung verlagert sich die globale Macht auf neue Akteure und Regionen. Die zivilgesellschaftlichen Organisationen stehen immer mehr in der Pflicht, ihr Handeln zu legitimieren, lokale Akteure gewinnen an Einfluss und in den Ländern des Südens entwickelt sich ein beträchtlicher Reichtum. Diese länderübergreifenden Entwicklungen stellen die traditionelle Mittlerrolle internationaler Organisationen und ihre „nördliche“ Ausrichtung in Frage. Wenn die Mitglieder aus dem Süden gestärkt werden, können stattdessen lokale Kapazitäten gewinnbringend eingebracht und Projekte effizienter gestaltet werden. Die Reise war bisher aufregend.



Innerhalb eines Jahres haben sich neue Perspektiven ergeben. Die neuen Kollegen haben begonnen, die strategischen Entscheidungen von CARE umzugestalten. Als CARE die neuen Mitgliedsorganisationen bei der Jahrestagung 2017 in Oslo begrüßte, füllten Stolz und Begeisterung den Raum. Die internen Gespräche über unseren weiteren Weg haben sich seither gewandelt – wir müssen mehr Rechenschaft ablegen, zum Beispiel darüber, wie unsere Strukturen und Prozesse den humanitären Helfern und Entwicklungsexperten von CARE vor Ort auch wirklich nützen.



Wir müssen politisch mutiger werden in dem, was wir fordern. Interessanterweise hilft uns dieser Prozess, uns zu unseren Wurzeln und dem Kern unseres Auftrages zurückzubesinnen und dabei modernes Wissen mitanzuwenden. Langwierige Entscheidungsprozesse und Systeme, die unsere tägliche Arbeit erschweren, sollen vereinfacht werden.

Macht, Größe und nicht zuletzt Geld – auch das finanzielle Gefälle zwischen Norden und Süden wird in Zukunft von Bedeutung sein. Um in einer Gemeinde Veränderungen bewirken zu können, braucht man lokales Wissen sowie die Anerkennung der Menschen und muss sein Können unter Beweis stellen. Es reicht also nicht, nur eine weitere Stimme an den Verhandlungstisch einzuladen. Am Beispiel Indien erkennt man diesen Trend sehr gut: Das CARE-Mitglied erreicht mit finanzieller Hilfe einer Stiftung durch eines seiner Programme knapp 40 Millionen Menschen im Land – das ist fast die Hälfte der weltweit 80 Millionen Menschen, denen CARE jedes Jahr hilft.

Die Stärkung des globalen Südens hat viele Potenziale. Die Ressourcen können gleichmäßiger verteilt, Lücken zwischen Arm und Reich geschlossen werden und es kann zu sozial gerechten Gesellschaften beitragen. Wir müssen unseren Mitgliedern und Partnern im Süden zuhören, von ihrer Führung lernen und, ja, auch die Macht verschieben – zugunsten unser aller Zukunft. ●

Die Macht der Bilder

Von STEFAN BRAND

Ganz alleine bei strahlendem Sonnenschein vor dem Eiffelturm? Keine Frage der Perspektive, sondern der Technik. Die richtige Bildbearbeitung macht es möglich. Doch was ist, wenn es sich nicht um belanglose Urlaubsbilder, sondern um mutmaßliche Augenzeugenfotos eines Anschlags oder hungernde Menschen in Krisengebieten handelt? Was passiert, wenn Bilder so bearbeitet werden, damit sie eine bestimmte Meinung, ein bestimmtes politisches Ziel bestärken? Die Wahrheit aber eine ganz andere ist?

Der US-Amerikaner Aric Toller ist auf diese Art von Bildern spezialisiert. Er recherchiert, verifiziert und überprüft digitale Fotos. Als Rechercheur des Digital Forensic Research Labs (DFR), einem Netzwerk aus globalen Analysten, die ausschließlich mit Hilfe von digitalen Kanälen Geschichten bis ins kleinste Detail recherchieren, hat er oft mit falschen Fotos zu tun.

SB **Was sind das für Leute, die falsche Fotos in sozialen Medien oder auf anderen Internetplattformen teilen?**

AT Die meisten sind Internet-Trolle, die Aufmerksamkeit brauchen und nur sehen wollen, wie weit sie mit ihrer Geschichte kommen. Natürlich gibt es auch die, die bewusst desinformieren, das sind aber die wenigsten.

SB **Was genau motiviert Sie bei Ihrer Arbeit als Bild-Rechercheur?**

AT In den meisten investigativen Fällen ist für mich die Lösung der kleinen Geheimnisse und Ungereimtheiten die größte Motivation. Natürlich ist die Verifizierung und Tiefenrecherche eines Fotos oder Videos schon alleine aus dem Grund wichtig, weil ich herausfinden möchte, ob es echt ist oder nicht. Doch oft finde ich bei dieser Arbeit noch ganz andere Informationen – Informationen, von denen ich vorher gar nicht wusste, dass sie existieren. Genau diese Hintergrundinformationen erlauben mir dann, die Situation noch viel besser zu verstehen.

SB **Welche Art der „Fake-Fotos“ kommt Ihnen bei Ihrer Arbeit am häufigsten unter?**

AT Zunächst muss ich grundlegend zwischen absichtlich gefälschten „Fake-Fotos“ und recycelten Bildern unterscheiden. Letztere sind Fotos, die in einem falschen Kontext benutzt werden.

SB **Können Sie da ein Beispiel nennen?**

AT Während des Hurrikans Irma postete Donald Trumps Social Media-Direktor Dan Scavino Jr. zum Beispiel ein Bild, bei dem sich schnell herausstellte, dass es sich hierbei nicht um den Flughafen in Miami handelte, der gerade unter Wasser stand, sondern dass dies ein zwei Wochen altes Foto vom Flughafen in Mexiko war.

https://www.buzzfeed.com/davidmack/scavino-ir-ma-tweet?utm_term=.jfrAXqWxv9#.guE6VGgZv5

SB **_____ Glauben Sie, dass Herr Scavino das Bild absichtlich hochgeladen hat, um die Lage in Florida während des Hurrikans zu dramatisieren?**

AT Ob Mr. Scavino das Foto absichtlich gepostet hat, um eine falsche Notsituation darzustellen, kann ich nicht beantworten. Ich kann nur sagen, dass er sich entschuldigt hat, nachdem bekannt wurde, dass es sich bei dem Flughafen auf dem Foto nicht um den in Miami handelte. Und er hat den Tweet samt Bild gelöscht

SB **_____ Neben der US-Politik haben Sie während der Bundestagswahl in Deutschland unter dem Hashtag #electionwatch gemeinsam mit der Bild-Zeitung auch die deutsche Politik genauer unter die Lupe genommen. Haben Sie während dieser Arbeit auch „Fake-Fotos“ entdeckt?**

AT Es gab zum Beispiel ein Foto, das auf der AfD-Facebookseite des Kreisverbands Regensburg geteilt wurde.

Das Foto soll offensichtlich eine Frau zur Silvesternacht 2015-2016 in Köln zeigen. Dabei sind sowohl die abgebildete Frau als auch die Menschen im Hintergrund nie dort gewesen.

Es zeigte sich, dass das Bild eine Montage aus zwei Bildern war: einem Foto, dass 2011 auf dem Tahrir Platz in Kairo aufgenommen wurde, und dem Gesicht eines Models. Ursprünglich kam das gefälschte Foto von einer ultrarechten und antisemitischen Website.

SB **_____ Wenn Ihnen wie bei diesem Foto etwas komisch vorkommt, wie gehen Sie dann vor?**

AT Es gibt gleich mehrere Schritte. Erstens fragen wir uns: Wo wurde das Foto ausgenommen? In 95 Prozent aller Fälle kann man mit Hilfe der Geolocation eines Fotos und Google Street View herausfinden, ob das Bild wirklich an dem angegebenen Ort aufgenommen wurde oder nicht.

Zweitens: Wie sieht der Hintergrund aus? Gibt es eine Moschee oder etwa Berge im Hintergrund? Mit Hilfe von Google Maps lässt sich die Umgebung dann leicht vergleichen.

Drittens schaue ich mir Details an, die im Hintergrund des Bildes zu finden sind. Gibt es Schilder, Anzeigetafeln, Werbung oder Filmplakate, die es an dem Ort eigentlich nicht geben dürfte, weil sie zum Beispiel veraltet oder nur in einem bestimmten Land erschienen sind?

Falls dies alles nicht herauszufinden ist, wird es schwieriger. Dann beginnt die richtige Detektivarbeit und wir schauen uns zum Beispiel Schatten, Lichtquellen oder Personen im Hintergrund genauer an. Zudem fragen wir uns, ob die Personen im Hintergrund wirklich absichtlich unscharf fotografiert wurden oder ob es Reflektionen gibt, die unpassend aussehen.

SB **_____ Warum ist es für Sie so wichtig, gegen falsche Fotos und Desinformation anzukämpfen?**

AT In demokratischen Gesellschaften wie unseren ist es wichtig, dass politische Entscheidungen auf Fakten basieren, um überhaupt die Möglichkeit zu haben, korrekte Entscheidungen zu treffen. Entscheidungen, die auf falschen Informationen beruhen, sind zum Scheitern verurteilt.

SB **_____ Fotos suggerieren oft eine reale Momentaufnahme. Glauben Sie, dass dies der Grund ist, warum ein Foto mehr Vertrauen oder Glaubwürdigkeit genießt als zum Beispiel ein Text oder eine Audioaufnahme?**

AT Ja, ein wenig schon. Man sollte allerdings immer kritisch sein. Meine Devise lautet: Sei neugierig! Aber im Grunde liegt die Verantwortung bei den Journalisten, Medien oder denjenigen, die die Fotos hochladen und verbreiten. Hier müssten Fotos eigentlich genauer geprüft werden.

SB _____ Wir bedanken uns für das Gespräch. ●

Power

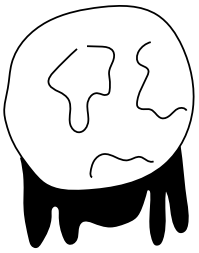
Eine Gruppe von Freunden in Hargeisa, Somaliland nach einer Hochzeit. Fotos mit einem Klick an Freunde verschicken, Freude teilen – all das geht dank Strom und Netz, weltweit.

Von SVEN HARMELING

Foto: MUSTAFA SAEED

Energie ist Macht. Nicht nur die menschliche Entwicklung wäre ohne Energie kaum vorstellbar – man denke etwa an die Einschränkungen eines Lebens ohne Strom, der die Dunkelheit erhellt oder in heißen Regionen für Abkühlung sorgt. Die Energieproduktion und -versorgung, beziehungsweise genau genommen die Richtung, die diese in Zukunft nehmen wird, ist heute ein „power battle" im doppelten Wortsinn: einerseits ein Machtkampf der Energiekonzerne, andererseits ein Wettstreit verschiedener Energiesysteme, der über das Schicksal des Planeten Erde und seiner Bewohner entscheiden wird.

Der globale Klimawandel nimmt mit drastisch negativen Folgen immer mehr Fahrt auf. Sein Treibstoff sind die CO2-Emissionen, die bei der Verbrennung der fossilen Energien Kohle, Öl und Gas entstehen. Das Ziel des Pariser Klimaabkommens ist es, den globalen Temperaturanstieg auf etwa 1,5 Grad Celsius gegenüber dem vorindustriellen Niveau zu begrenzen, damit die Klimafolgen noch einigermaßen zu beherrschen sind. Bis heute haben sich die Temperaturen im globalen Durchschnitt um etwa ein Grad Celsius erhöht. Die maximale Schwelle von 1,5 Grad Celsius Erwärmung, ist nur erreichbar, wenn die weltweiten Emissionen schnell und radikal reduziert werden, und zwar auf nahezu Null bis Mitte des Jahrhunderts. Was heißt das konkret? All unsere Energie muss erneuerbar werden. Kohle, Öl und Gas müssen von der Energie durch Sonne, Wind und Wasser abgelöst werden.

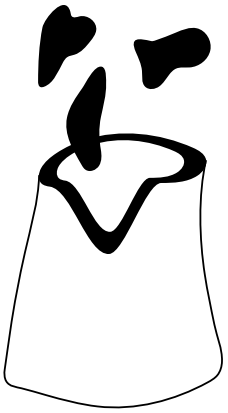


Die schlechte Nachricht ist, dass die Emissionen noch nicht dauerhaft sinken. Nachdem die CO2-Emissionen zwischen 2014 und 2016 stagnierten, wird erwartet, dass sie 2017 wieder leicht angestiegen sind. Nach wie vor subventionieren viele Länder, darunter auch Deutschland und die G20-Staaten, die Erschließung und Nutzung fossiler Energien mit Milliardensummen. Dabei rechnen sie die negativen Folgen dieser Energien nicht mit.

Allerdings gibt es auch eine gute Botschaft: Auf der ganzen Welt werden Erneuerbare Energien ausgebaut. So verdreifachte sich zum Beispiel in den letzten drei Jahren die Kapazität der in Entwicklungsländern installierten Solaranlagen. Mittlerweile betreiben etwa 1,5 Millionen Haushalte in Afrika Solare Heimsysteme, für die sie Geld mit ihrem Handy überweisen. Vor zwei Jahren gab es nur halb so viele Solaranlagen in Afrika. Doch Investoren ziehen sich aufgrund der Klima- und Geschäftsrisiken immer mehr aus der Kohle zurück. Neue Studien zeigen, dass viele Länder die Energieversorgung auf 100 Prozent Erneuerbare Energien umstellen könnten. Damit würden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Die 1,5-Grad-Grenze könnte eingehalten, und gleichzeitig Millionen an zusätzlichen Arbeitsplätzen geschaffen sowie die Luftverschmutzung drastisch verringert werden.

Als Folge sind Erneuerbare Energien heute bereits in vielen Ländern ökonomisch wettbewerbsfähig. Nach Angaben der Internationalen Agentur für Erneuerbare Energien (IRENA) sanken zum Beispiel die Kosten für Solarmodule zwischen 2010 und 2015 um 75 bis 80 Prozent, die Kosten für Windenergie um etwa 30 bis 45 Prozent. Damit sind dezentrale Lösungen in armen Regionen der Entwicklungsländer heute viel erschwinglicher, sodass saubere, erneuerbare Energie immer mehr zum Schlüsselfaktor bei der Bekämpfung der Energiearmut werden. Die Ärmsten gewinnen im doppelten Sinn an „Power", wie auch ein Beispiel aus der Arbeit von CARE im westafrikanischen Land Niger zeigt.

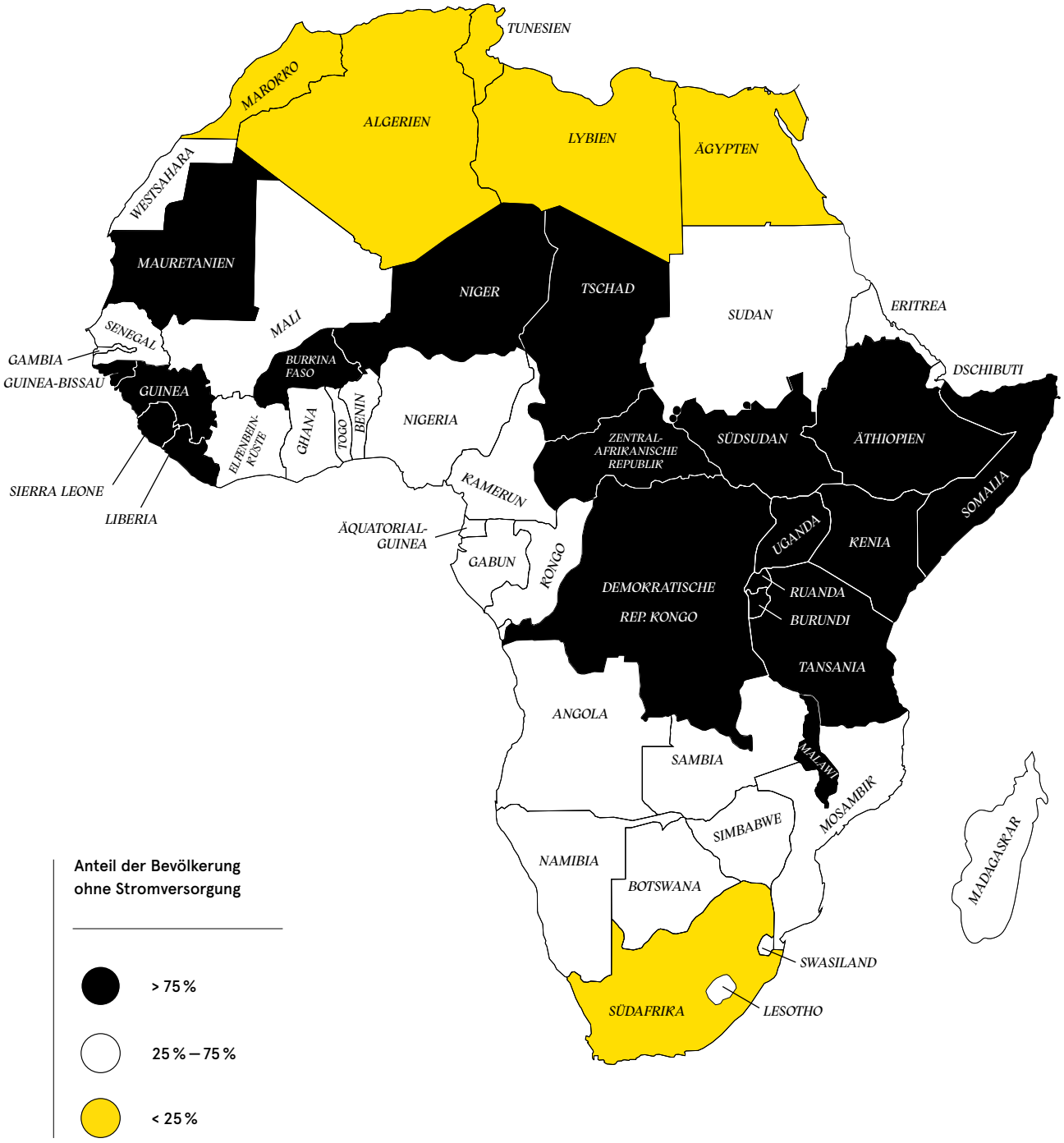
Im Rahmen des „Adaptation Learning Programme" unterstützte CARE entlegene Dörfer im Niger dabei, sich besser auf die Folgen des Klimawandels und Wetterextreme vorzubereiten. Auch das Dorf Aman



Bader machte mit. Immer mehr Menschen nutzen im Niger mobile Kommunikation, auch für lokale Geschäftsaktivitäten. Dadurch eröffnen sich den Bewohnern neue Möglichkeiten. Aber ein Handy will auch aufgeladen werden. Doch klassischer Strom aus der Steckdose ist in vielen ländlichen Gebieten Nigers, und in Afrika insgesamt, kaum verfügbar. Die Dörfer liegen weit vom Stromnetz

Power

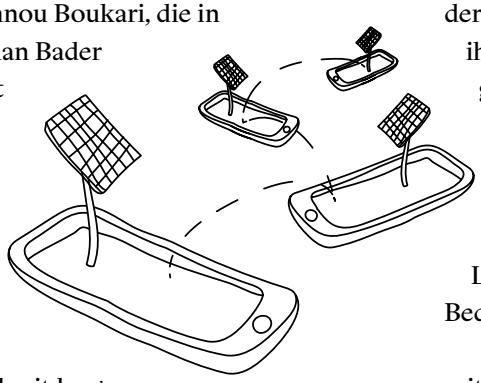
MAP



Quelle: Internationale Energieagentur, IEA.

entfernt, das zudem häufig sehr instabil ist. Im Rahmen des CARE-Projektes wurde das Dorf Aman Bader mit einer Solaranlage ausgestattet. Mit dem Strom laden die Dorfbewohner nun ihre Mobiltelefone auf.

„Bei der Generalversammlung haben mich die Frauen aus meinem Dorf zur Verantwortlichen gewählt. Sie vertrauen mir. Ich kümmere mich nun um die Solaranlage und verwalte unsere Einnahmen", sagt Zennou Boukari, die in Aman Bader lebt und seit langer Zeit Erdnuss- und Palmöl verkauft. Wenn sie ihr Handy aufladen, zahlen die Dorfbewohner etwa zehn Cent in einen Gemeinschaftsfond der lokalen Frauengruppe. Von den Einkünften aus der Solaranlage können die Mitglieder der Spargruppe Kleinkredite aufnehmen. Davon kaufen sie zum Beispiel Nahrungsmittel, wenn sie wegen einer Dürre auf ihren Feldern nur wenig ernten können.



Der nun verlässlicher vorhandene Strom erleichtert außerdem die Kommunikation der Dorfbewohner: Sie können andere Menschen aus ihrem Dorf und auch den weiter entfernten Regionen jederzeit anrufen, weil ihre Mobiltelefone nun immer aufgeladen sind. Sie teilen so auch Wetterinformationen, zum Beispiel zur Menge der Niederschläge, mit den lokalen Behörden, die über den lokalen Radiosender auch andere Menschen informieren. Zu wissen, wieviel Regen wo gefallen ist, hilft den Menschen, sich vor starken Regenfällen zu schützen und ihre Feldarbeit zu planen.

„Das Solarsystem bringt uns Geld ein, das uns in Krisenzeiten hilft. Das macht uns stärker", sagt Zennou. Beim Thema Energie sind Frauen häufig benachteiligt. Studien zeigen, dass es in Entwicklungsländern in der Regel Frauen sind, die ihren Haushalt mit Energie versorgen. Sie suchen stundenlang nach Feuerholz und atmen anschließend über der Feuerstelle giftige Dämpfe ein. Daher ist es wichtig, dass sich „saubere" Lösungen insbesondere an den Bedürfnissen von Frauen orientieren.

Zahlreiche Studien zeigen mittlerweile, dass die großen Energiekonzerne, die weiterhin auf fossile Energie setzen, lange versuchten, die Forschung zum Klimawandel als unglaubwürdig darzustellen. Sie kämpfen trotz besseren Wissens dagegen, dass Klimaschutzpolitik eine Energiewende hin zu Erneuerbaren Energien umsetzt und damit ihr Geschäft zerstört. Die Konsequenzen ihrer Lobbyarbeit treffen den ganzen Planeten, insbesondere aber die ärmsten Bevölkerungsgruppen, die auf der ganzen Welt besonders unter dem Klimawandel leiden.

Daher wird das Verhalten dieser Energiekonzerne immer kritischer in den Blick genommen. Ihr Ruf verschlechtert sich, sodass sich immer mehr Investoren verabschieden; immer häufiger wird vor Gericht gegen sie geklagt und immer öfter vorgeschlagen, dass die Hauptverursacher des Klimawandels für ihr rücksichtsloses Verhalten bezahlen sollen. Es geht letztlich auch darum, die Macht der wenigen großen Energiekonzerne auf mehr Menschen zu verteilen. Dafür sind die dezentralen Erneuerbaren Energien entscheidend. Die Macht breiter zu verteilen ist auch eine Schlüsselforderung wichtiger zivilgesellschaftlicher Aktionen und Demonstrationen, wie dem Klimamarsch in New York, an dem im Jahr 2014 etwa 400.000 Menschen teilnahmen, und der Klimademonstration in Bonn im November 2017 anlässlich der Klimakonferenz der Vereinten Nationen. Mit etwa 25.000 Teilnehmern war sie die bisher größte Klimademonstration in Deutschland.

Gerade jeder Deutsche und jede Deutsche hat die Möglichkeit, komplett auf Strom aus Erneuerbaren Energien umzusteigen und sich damit an der Energiewende zu beteiligen – sei es durch eine eigene Solaranlage, oder mit Ökostrom von einem professionellen Anbieter. Die ökonomische und technische Entwicklung der Erneuerbaren Energien ermöglicht heute eine schnellere Energiewende, als vor wenigen Jahren denkbar war – trotz aller Hürden, die es noch zu meistern gilt. Gleichzeitig drängt der Klimawandel zu schnellem Handeln. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit. Eine radikale Energiewende voranzutreiben, kann eine deutlich fundamentale Veränderung des Planeten abwenden. Die Macht der Vielen wird entscheiden, ob unser Energiesystem nachhaltig und erneuerbar umgestaltet wird. ●

○ klimawandel.care.de

The Winners.

CARE Schreibwettbewerb 2018

MACHT!

Fünf Jahre schon gibt es den CARE-Schreibwettbewerb, mit dem wir junge kreative Köpfe einladen, ihre Texte zum Thema der Ausgabe von CARE affair beizusteuern. So soll dem Magazin ein frischer Wind eingehaucht werden, denn häufig sind die Ideen der jungen Texter ganz andere als die, die wir mit unserer „CARE-Brille“ haben.

Dieses Mal hielten wir uns in der Aufforderung kurz und knapp: Was macht Macht? Wer ist mächtig? Braucht man Macht, und wenn ja, wofür?

Der CARE-Schreibwettbewerb richtet sich an Jugendliche von 14 bis 18 Jahren und junge Erwachsene von 19 bis 25 Jahren. Die prominente Jury um Bestsellerautorin Kerstin Gier (Die „Silber“- und „Edelstein“-Trilogien) prämiert die besten Texte. Dieses Mal an ihrer Seite: Jonas Schubert, Sänger und Songwriter der Band OK KID, die Kölner Autorin Ute Wegmann sowie Stefan Ewers, der im Vorstand von CARE ist und den Schreibwettbewerb seit Jahren begleitet.

Der große Preis: Die Gewinnertexte erscheinen in dieser Ausgabe von CARE affair, zudem gibt es einen Sammelband „Best Of CARE-Schreibwettbewerb“ mit 15 Finalisten, unter denen die Jury die Gewinner auswählte.

Aber das ist noch nicht alles: Im Rahmen des renommierten Literaturfestivals Lit.COLOGNE, bei dem CARE in diesem Jahr zum zweiten Mal zu Gast sein durfte, findet die Preisverleihung statt. Hier treffen die jungen Autoren auf die prominente Jury und lesen ihre Texte vor Publikum vor. Ein spannender Moment, wenn das gedruckte Wort durchs Mikrofon in den Saal hallt und hunderte Menschen sich in den Bann ziehen lassen von dem, was die Nachwuchsautoren zu Papier gebracht haben.

Knapp 200 Einsendungen erreichten uns dieses Mal. Dabei wurde das Thema Macht sehr unterschiedlich erzählt. Meist ein wenig düster, fast anklagend, häufig im Bezug auf die aktuelle Weltlage, dann aber auch wieder ganz persönlich. Geschichten über Gewalt, Flucht und Ausgrenzung. Über die Macht von Männern über Frauen, von einer Person über eine andere. Aber auch über Liebe und die Hoffnung. Die jungen Texter bewiesen viel Mut und eine starke eigene Meinung.

Wir sind stolz darauf, hier die Gewinner des 5. CARE-Schreibwettbewerbs zu präsentieren: „Der neue Junge“ der 16-jährigen Katharina Hopp und „Nackt“ von Kathi Rettich (20 Jahre). Herzlichen Glückwunsch! ●

DAS „BEST OF“ ZUM SCHREIBWETTBEWERB MIT DEN TEXTEN ALLER 15 FINALISTEN KÖNNT IHR GERNE KOSTENFREI BESTELLEN, PER EMAIL: SCHREIBWETTBEWERB@CARE.DE

Der neue Junge

Von Katharina Hopp

Der neue Junge hat alte Narben. Sie scheinen älter zu sein als er selbst. Wulstige Haut wie Würmer durch das Gewebe gewunden.
Als er die noch nicht hatte, als die Haut noch so glatt und rein war wie sein Geist, als der Vater noch lebte, da hatte der Vater immer gesagt: „Macht zerstört den Frieden." Der Junge war damals noch klein und er verstand die Bedeutung nicht. Jetzt hat er kapiert, dass Macht schlecht ist und Frieden gut. Jetzt lebt er im Frieden. Das haben sie ihm versichert. Er wird in die Schule geschickt. Dort sind andere Kinder. Laute, spielende, lachende Jungen und Mädchen. Sie sprechen anders, als er es kennt und sie sehen auch heller aus und haben keine Narben. Er findet die helle Haut schön, sie sieht so fröhlich aus. An seinem ersten Tag in der Schule nehmen die Kinder seine Hände und biegen die Finger um ihre, dann machen sie einen Kreis und beginnen zu tanzen. Sie heißen ihn willkommen, sagt die Lehrerin. Er weiß nicht, was das bedeutet, das Herumhüpfen, und er schleicht nur hinterher, die Schultern zusammengezogen, den Kopf stetig geschützt, gesenkt.

Was das sei, die Macht, hatte er einmal den Vater gefragt. „Wenn du mächtig bist, bestimmst du alles, du machst alles kaputt, schmeißt Bomben. Nur Allah sollte Macht haben. Er weiß, wie man mit ihr umgeht." Ein paar Tage später sprengte die Macht den Vater in den Himmel. Der Junge denkt viel über Macht nach. Im Unterricht redet er nicht. Er redet nie. Die Worte sind in Syrien beim Tod geblieben. Wenn eine Tür zuknallt, dann wirft er sich auf den Boden. Das ist Reflex. In den Momenten auf dem staublosen Boden ist die Macht ganz greifbar. Dann befällt sie seinen zitternden Körper und schickt ihm Bilder in den Kopf. Roter Staub, der in die Luft fliegt. Grelle Blitze, die überall stechen, nicht nur in den Augen. Da darf man nicht hineinsehen. Deswegen kneift er die Augen zu, wenn etwas Lautes passiert. Ein Mädchen kauert sich dann neben ihn. Wartet, bis er die nassen Augen wieder aufschlägt, und lächelt. Lächeln ist gut. Das heißt, alles ist in Ordnung. Er setzt sich wieder auf den Stuhl und die Ohren fangen Worte auf, die ihm vorkommen wie längst verklungene Explosionen, so unverständlich sind sie.

Die Menschen, bei denen er wohnt, sind sehr leise.
Bei ihnen muss er sich selten auf den Boden fallen lassen. Er mag sie. Er mag die warmen Augen, warm wie die Decke, die um seine Schultern liegt, wenn er keinen Schlaf findet. Oft drücken sie ihn an sich und murmeln Worte, die er zwar nicht ganz kennt, aber die er in die warme Ecke einordnet. In die Ecke, in der sein Vater auch wohnt.
Er sieht sie gern an, die Frau und den Mann, die mit ihm reden, als würde er antworten. Die zu verstehen scheinen, wenn sie in seine feuchten Augen sehen und für die er irgendwann sogar die Mundwinkel nach oben zieht. Dann biegen sich auch die Narben und sind schöne Kurven, nicht so grob und scharf. Er lacht eigentlich gern. Vielleicht, weil die anderen dann auch lächeln. Und vielleicht, weil dann seine Augen trocknen.
Der Mann und die Frau sagen, dass das die Macht der Liebe sei. ●

Nackt

Von Kathi Rettich

Die Inge ist nackt.

Völlig nackt, bis auf gelb gepunktete Socken und Büschel von Schamhaaren.

So steht sie vorm Spiegel im Badezimmer, eingeschlossen, schaut sich an, mit starrem Blick und pochendem Herz.

Ein schwerer Körper in Kindersocken.

Aber darunter, kaum noch zu erahnen, hinter Massen an Haut und Büscheln von Schamhaaren, ist die Inge fast schön.

Sie muss nur ändern, wie sie aussieht. Mehr nicht.
Doch, dann wäre die Inge schön, irgendwie.

Fast wie die Mädchen in der Klasse, zarte Figuren mit langem Haar, elfengleich. Jeder mag diese Mädchen. Dann wäre alles gut.

Und die Inge legt sich hin. Nackt, auf die kalten Badezimmerfliesen. Stellt die fetten Beine auf, wuchtet die Masse hoch, die sie Körper nennt. Wieder und wieder.

Einmal noch, sagt die Stimme in Inges Kopf, einmal noch, glaub mir, es lohnt. Und die Inge gehorcht, weil Disziplin ist, was die Inge kann. Weiter, immer weiter.

Bleibt schließlich liegen, schwitzendes Fett auf kaltem Stein. Es war nicht genug.

Der Hals tut weh vom alten Schmerz und der Luft, die sie atmet. Nie genug.

Die Inge steht auf, zittrige Beine, klebrige Haut und auf dem Rücken das Muster der Fliesen rot eingraviert. Keine Erlaubnis auszuruhen.

Greift nach Mutters Rasierer, verlegen irgendwie, aber bestimmt. Hört nicht auf bis die Haut wund ist und nackt.
Der Boden bedeckt mit Büscheln von Schamhaaren.
Die Inge starrt ihr Spiegelbild an, minutenlang. Betrachtet Falte für Falte.

Ein schwerer Körper in gelb gepunkteten Socken. Nach allem, noch immer. Nichts hat sich verändert.

Aber die Inge wird weitermachen, weil das ist, was die Inge kann. Und sie weiß, die Macht in ihrem Kopf, weiß, was zu tun ist. Weiter, immer weiter.

Vor der Tür steht die Mutter. Horcht auf jedes Geräusch, stundenlang, die Hände um die Klinke gekrampft. Zählt den Atem. Ein, aus, atmen, Inge, einfach atmen.

Als könnte die Inge aufhören, das Atmen, einfach so. Wie sie das Essen lässt, in letzter Zeit.

Die Inge ist nur noch eine Ahnung von dem, was sie war.

Die Mutter sieht sie vor sich, zerzauste Locken, den Mund voll mit Zuckerwatte. Tanzt auf der Straße, zu Musik aus dem Akkordeon, das irgendwer spielt. Damals als die Inge noch die Inge war.

Zurück blieben nur ein magerer Körper und ein lebloses Gesicht.

Und es gibt Tage, an denen beschließt die Mutter, es reicht. Die Inge ist doch noch ein Kind, irgendwie, immer noch so jung.

Hör auf, sagt die Mutter dann, Inge, hör auf. Als ob das reichen würde, die Inge braucht so viel mehr.

Und die Inge sagt, dass alles okay ist, keine Sorge Mutter, ich habe alles im Griff. Und die Mutter will, dass es stimmt.

Will sie nicht verlieren, an die fremde Macht, die die Mutter ersetzt hat, irgendwann. Die jetzt das Sagen hat, in Inges Kopf.

Muss sie doch beschützen, irgendwie.

Aber du darfst nicht klammern, sagen die anderen, gib ihr Platz, und so steht die Mutter vor der Badezimmertür. Ausgesperrt aus Inges Leben.

Die Inge stürmt aus dem Badezimmer, die Unmenge an sich selbst unter Schichten von Anziehsachen vergraben. Niemand soll ihn sehen, den ekelhaften Körper, den sie trägt.

Am liebsten wäre die Inge unsichtbar.

Trifft auf die Mutter, die nach ihr greift, festhält, als wäre die Inge noch ein Kind.

Aber die Inge macht sich los, weil sie das hasst. Berührungen. Will nicht sehen, wie viel es braucht sie zu umschlingen, Meter an Armen und Massen an Kraft, sie festzuhalten.

Du musst frühstücken, sagt die Mutter, bitte Inge. Aber die Inge geht.

Auch wenn sie Hunger hat, irgendwie, sich sehnt, nach Essen und Liebe. Aber Disziplin ist, was die Inge kann. Nichts hält das auf.

Noch schnell eine Runde im Park, vor der Schule, vielleicht auch zwei.

Komm schon Inge, sagt die Stimme in Inges Kopf, wütend fast. Weiter, immer weiter. Und die Inge rennt, obwohl die Inge nicht mehr kann.

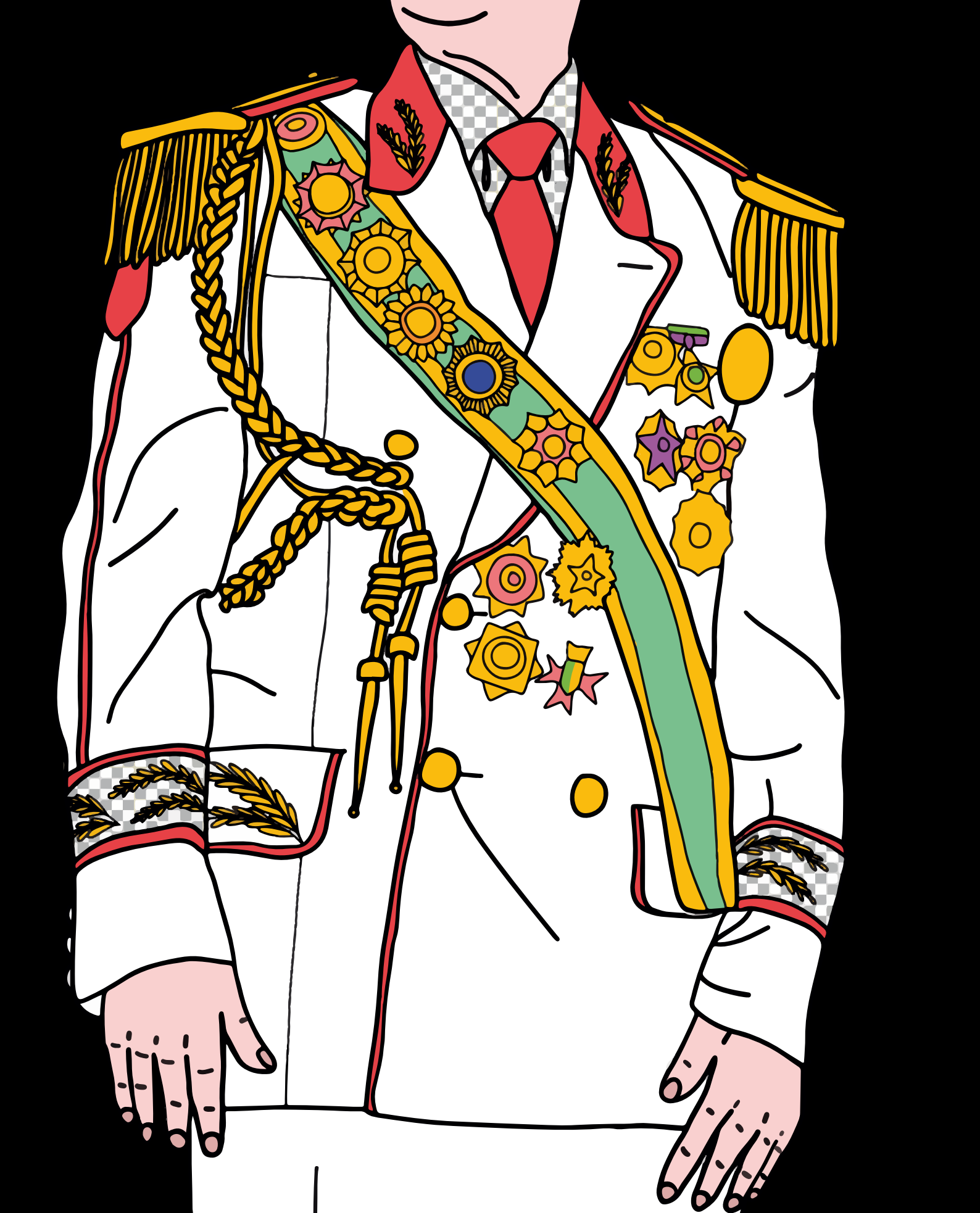
Kann nicht mehr.

Noch ein Stückchen, sagt die Macht in ihrem Kopf und die Inge gehorcht. Weil das ist, was die Inge tut.

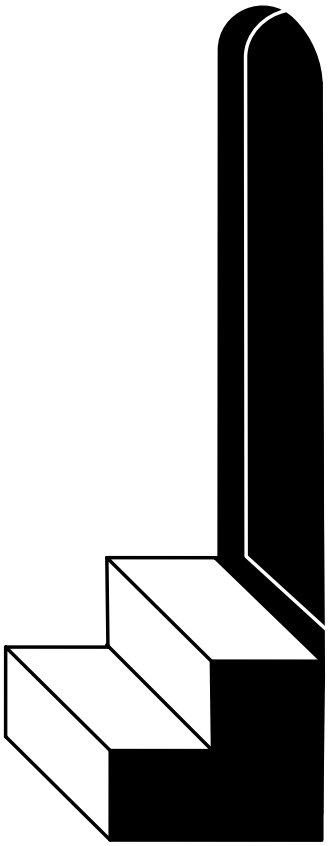
Dann wird alles schwarz. Die Inge fällt.
Und mit ihr fällt ein Mädchen, das war schön.

Weil Schönheit mehr ist, als das, was man sieht.

Und zuhause steht die Mutter und weint. Weiter, immer weiter. ●



Diktatoren als Türsteher Europas



Von SIMONE SCHLINDWEIN

Malis Präsident Ibrahim Boubacar Keita wird vom französischen Präsidenten Emmanuel Macron in Celle Saint Cloud nahe Paris begrüßt. Hier trafen sich Ende 2017 die Staatschefs von Mali, Burkina Faso, Niger, Tschad, Mauretanien, Deutschland, Frankreich, Saudi-Arabien und Italien, um über Terrorismusbekämpfung zu sprechen.

Foto: Philippe Wojazer/Reuters

La Celle Saint Cloud

2017

Es war der 29. Dezember 2016, als die Europäische Union (EU) bekam, was sie wollte – so dachte man in Brüssel zumindest. An jenem Donnerstag näherten sich zwei Flugzeuge der malischen Hauptstadt Bamako. Beide hatten je einen Mann an Bord, den Frankreich nach Mali abschieben wollte. Beide abgelehnten Asylbewerber hatten keinen Pass. Es war ein Testlauf für die sogenannten EU-Laissez-Passers, Reisedokumente, die von EU-Behörden für abgelehnte Asylbewerber ausgestellt werden, deren Herkunftsländer nicht eindeutig festzustellen sind. Die EU wollte wissen, ob Mali das tut, was Brüssel den Staaten Afrikas in einem bis dahin einjährigen Verhandlungsmarathon abzutrotzen versuchte: Die bedingungslose Rücknahme von afrikanischen Flüchtlingen und Migranten.

Malis Präsident Ibrahim Keita hatte sich zuvor gegenüber einer EU-Delegation verpflichtet, bald ein sogenanntes Rückführungsabkommen abzuschließen. Die Vereinbarung sollte „konkrete und messbare Ergebnisse bei der zügigen operativen Rückführung irregulärer Migranten" erzielen, wie es in einem EU-Strategiepapier dazu heißt. Dafür bezahlten die EU und ihre Mitgliedstaaten im Zeitraum 2014 bis 2017 bislang 1,7 Milliarden Euro für Projekte und Militärmissionen in Mali, so das Strategiepapier. Doch dann kam es in Bamako zu Protesten; der Präsident musste umschwenken, wenn er seine Macht behalten wollte.

Denn in Mali gilt Migration als Erfolgsmodell. Rund vier Millionen Malier arbeiten im Ausland: die meisten in Nachbarländern, nur 300.000 davon in Europa. Sie schicken mehr Geld zurück als Entwicklungshilfe nach Mali fließt, umgerechnet rund 53 Euro pro Einwohner pro Jahr. Das sind knapp zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Aus der Sicht der Malier sind Abschiebungen also ein schlechtes Geschäft.

So kam es zum Eklat: Am Abend des 29. Dezember 2016 ließen die malischen Grenzpolizisten am Flughafen die beiden Abgeschobenen nicht einreisen. Stundenlang protestierten die französischen Begleitpolizisten. Doch die malischen Beamten blieben hart. Am nächsten Morgen waren die beiden Malier wieder in Paris. Die französische Ex-Kolonie hatte nicht nur Paris, sondern der ganzen EU die Stirn geboten.

Ob nun Mali, Äthiopien, Eritrea, Sudan, Somalia, Niger, Tschad, Gambia, Senegal, Ghana, Elfenbeinküste, Tunesien, Algerien, Marokko oder Nigeria – für all diese Regierungen hat die EU seit dem Frühjahr 2016 „maßgeschneiderte Länderpakete" in der Schublade, um solche Rückführungsabkommen einzufädeln. Ziel der EU ist es, die Zahl der Abschie-

Valletta Summit

2015

bungen abgelehnter Asylbewerber zu erhöhen. Erleichterungen im Bereich Arbeitsmigration für Afrikaner könne man umgekehrt jedoch nicht anbieten, heißt es in diesen Dokumenten.

Diese Politik ist nicht neu im Inhalt, aber neu im Umfang. Und stärker als je zuvor werden EU-Hilfsgelder an Bedingungen geknüpft. Das zeigte sich nicht zuletzt im November 2015: Die EU hatte 33 Staatschefs aus afrikanischen Ländern zwischen dem Mittelmeer und dem Äquator nach Valletta geladen, darunter Vertreter lang isolierter Diktaturen wie Eritrea und Sudan. Maltas Hauptstadt ist ein symbolischer Ort, liegt die Insel doch inmitten des Mittelmeers, wo tausende Afrikaner bei ihrer Überfahrt von Nordafrika ihr Leben riskieren oder verlieren. Die afrikanischen Staatschefs gelobten damals „gemeinsame Anstrengungen im Kampf gegen die irreguläre Migration". So steht es in dem 17-seitigen Kommuniqué mit dem schlichten Namen „Action Plan". Als Gegenleistung wurde der drei Milliarden Euro-schwere „Nothilfefonds für Afrika" aufgelegt.

Der Fonds war nur ein Schritt in einer breit angelegten EU-Politik gegenüber Afrika: Agenda für Migration, Afrika-EU-Partnerschaft, Aktionsplan für Migration, Compacts mit Afrika, Valletta-, Khartum- und Rabat-Prozess, ein einziges Labyrinth bedruckter Seiten. All diese Konzepte haben im Wesentlichen ein gemeinsames Ziel: die Migration vom südlichen Nachbarkontinent nach Europa zu stoppen.

Dass da, wo Entwicklungszusammenarbeit draufsteht, immer öfter Migrationskontrolle drinsteckt, ist ein Prozess, der schon vor längerer Zeit begann. Insgesamt hat die EU in den vergangenen 15 Jahren mindestens 14 Milliarden Euro bewilligt, damit Flüchtlinge und irreguläre Migranten da bleiben, wo sie sind.

Den in dieser Rechnung enthaltenen Etats ist gemein, dass Schlagwörter wie „Grenzertüchtigung", „besseres Migrations- oder Grenzmanagement" oder „Fluchtursachenbekämpfung" in den jeweiligen Projektbeschreibungen explizit genannt sind.

Geld nur für Gegenleistungen – „dieser Gedanke war bei den Europäern von Beginn der Verhandlungen im Valletta-Prozess an da", sagt der Verhandlungsführer der EU, Pierre Vimont. Viele der EU-Innenminister

Fotos: Antonio Calanni/AP

Der Präsident von Benin, Thomas Boni Yaya, nahm ebenfalls an dem sogenannten Valetta-Gipfel teil. Als Ergebnis wurde dort ein 3 Milliarden Euro schwerer Fonds für Afrika aufgelegt, um „Fluchtursachen zu bekämpfen“.

Issoufou Mahamadou, der Präsident des Niger, bei seiner Ankunft in der maltesischen Hauptstadt Valetta. Dort trafen sich die EU-Staaten mit einer Reihe afrikanischer Regierungen, um über Migrationskontrolle zu sprechen.

machten Vimont klar: Nur, wenn mehr Migranten nach Afrika zurückkehren, von ihren Ländern wieder zurückgenommen werden, sollen für diese auch die Entwicklungsgelder steigen. In der Abschlusserklärung des Valletta-Gipfels von 2015 ist von diesem Mechanismus noch keine Rede. Doch in ihrem neuen Partnerschaftsrahmen von 2016 wird dies von der EU explizit zur Bedingung für Hilfe gemacht: „In die Entwicklungs- und Handelspolitik der EU wird ein Mix aus positiven und negativen Anreizen eingebunden, um die Anstrengungen der Länder zu honorieren, die bereit sind, bei der Migrationssteuerung wirksam mit der EU zusammenzuarbeiten, und um Konsequenzen für jene sicherzustellen, die dies verweigern." Der damalige EU-Parlamentspräsident Martin Schulz bekräftigte das: Man wolle „Drittländer (...) belohnen, die willens sind, ergebnisorientiert mit uns zusammen(zu)arbeiten. Denjenigen, die hierzu nicht bereit sind, soll gezeigt werden, dass dieser Unwille Konsequenzen hat."

Europäische Hilfe wird also zum Druckmittel gegenüber einer Reihe der ärmsten Staaten der Welt. Unverblümter und umfassender als früher wird sie an Bedingungen geknüpft, umgewidmet, konzentriert: dahin, wo Europas politische Prioritäten liegen. Wer nicht hilft, unerwünschte Migranten fernzuhalten, soll nicht nur Hilfszahlungen, sondern auch Marktzugänge verlieren. „Erzeugung und Nutzung der erforderlichen Hebelwirkung unter Einsatz aller einschlägigen – auch entwicklungs- und handelspolitischen – Maßnahmen, Instrumente und Hilfsmittel der

Beinahe täglich starteten die Migrantenkonvois in der nigrischen Stadt Agadez Richtung Mittelmeer. Die EU hat Niger im vergangenen Jahr über 600 Millionen Euro zugesagt, wenn es Migranten aufhält und die Schlepper verhaftet. Deutschland stattete die nigrische Armee mit Fahrzeugen und Radargeräten aus.

Fotos: Nicole Sobecki/laif

Europäischen Union“, heißt das im Beschluss des EU-Rats von Juni und Oktober 2016.

Eine Extraportion Entwicklungshilfe gibt die EU hingegen an diejenigen Regierungen, die sich in Sachen Migrationskontrolle einspannen lassen. So kam es, dass ausgerechnet der bettelarme Wüstenstaat Niger, um den sich die EU bislang kaum bemüht hatte, zu Europas Hauptpartner im Kampf gegen die irreguläre Migration in Afrika wurde.

Die nigrische Stadt Agadez war bislang Drehkreuz für Migranten aus Westafrika in Richtung Mittelmeer. Durch diese historische Handelsstadt im Herzen des Niger geht seit Jahrtausenden alles hindurch, was von Westafrika durch die Sahara will: Waren, Händler, Kamele und Migranten. Agadez ist die letzte große Oase vor der Sahara. Schon immer zogen hier die Karawanen durch. Weil Flüge teuer sind, reisen Afrikaner lieber mit dem Bus. Überall auf dem Kontinent sprießen überregionale Buslinien aus dem Boden, vor allem in der gemeinsamen Wirtschaftsunion ECOWAS, wo es – wie im europäischen Schengen-Raum – Freizügigkeit gibt.

Die EU hingegen will mehr Kontrolle in der Region. Ein Beamter der EU-Grenzschutzagentur Frontex wurde in den Niger entsandt. Mit Hilfe von hochauflösenden Satellitenaufnahmen verfolgt Frontex auf Bildschirmen im Hauptquartier in Warschau Reifenspuren im Wüstensand: Von Agadez aus müssen Lastwagen, Busse oder Pick-Ups vollbeladen mit Waren und Migranten tausende Kilometer durch die Wüste fahren, um die libysche Grenze zu erreichen. Unterwegs machen sie an den Wasserstellen Halt, um Trinkflaschen aufzufüllen.

Die EU hat Niger im vergangenen Jahr über 600 Millionen Euro zugesagt, wenn es Migranten aufhält und die Schlepper verhaftet. Deutschland stattete die nigrische Armee mit Fahrzeugen und Radargeräten aus. Mit Hilfe von französischen Soldaten stationierte Nigers Armee gezielt Einheiten an den Wasserstellen entlang der Wüstenroute von Agadez nach Libyen. Die Franzosen bringen ihren nigrischen Kameraden Verhaftungstechniken bei. Schon 2015 hatte die Regierung ein Gesetz beschlossen, durch das der „Handel mit Menschen“ mit einer Gefängnisstrafe von bis zu 30 Jahren sowie einer Geldbuße von bis zu 45.000 Euro bestraft werden kann.

Seitdem macht Nigers Armee Jagd auf Fahrzeuge, die Migranten durch die Wüste transportieren. Sie hat Soldaten an den Wasserstellen postiert. Dies führt dazu, dass immer mehr Fahrer weite Umwege machen, um Verhaftungen zu umgehen. Die Folge: Immer mehr Migranten und Flüchtlinge verdursten auf dem langen beschwerlichen Weg durch die Sahara. Anfang Juni 2017 berichtete das Rote Kreuz in Niger, dass ein Lastwagen mitten in der Sahara liegen geblieben war. Nur sechs Menschen konnten sich zu Fuß bis zur nächsten Wasserquelle durchschlagen. Zwei der Überlebenden führten die Retter danach zum Unglücksort,

an dem 44 Leichen gefunden wurden, darunter 17 Frauen und sechs Kinder. Am selben Tag rettete die nigrische Armee etwas weiter östlich 40 Menschen, die von den Schleppern in der Sahara zurückgelassen wurden. Erst wenige Wochen zuvor waren in der nigrischen Wüste acht Migranten auf dem Weg nach Algerien verdurstet, darunter fünf Kinder.

Gratuliert hat die Europäische Kommission Niger am 15. Dezember 2016 dafür, dass weniger Migranten nach Europa kommen. Schmuggler waren verhaftet und vor Gericht gestellt, 95 Fahrzeuge zum Migrantentransport beschlagnahmt und neun Polizisten inhaftiert worden, weil sie unter Korruptionsverdacht standen. Niger leistet der EU als Türsteher einen gewaltigen Dienst. Albert Chaibou, Journalist aus Niger und Gründer einer Migranten-Notruf-Hotline, hingegen klagt: „Unser Land ist im Dienst Europas zum Friedhof verkommen."

Mit über 20 Staaten zwischen dem Mittelmeer und dem Äquator will die EU solche Migrationsabkommen einfädeln, sogar mit Regimen wie dem von Sudan und Eritrea, denen die EU lange Zeit jede Zusammenarbeit verweigerte. Gegen Sudans Präsident Omar al-Bashir liegt ein internationaler Haftbefehl vor. Eritreas Diktator wird von den Vereinten Nationen der Verbrechen gegen die Menschlichkeit bezichtigt.

Jetzt macht ihnen die Europäische Union ein Angebot, das sie nicht ausschlagen können: Die Wiederaufnahme der einst geächteten Regime in die Weltgemeinschaft. Als zusätzliches Lockmittel werden beiden Ländern außerdem Hilfsgelder in Aussicht gestellt. Überall setzt die EU bei ihren Verhandlungen Hebel an: Manche Staaten, wie der Niger, sind so arm, dass sie beim Geldsegen aus Brüssel nicht Nein sagen können. Manche sind, wie der Inselstaat Kap Verde, der viele EU-Abkommen als erstes unterzeichnete, so klein, dass sie dem Giganten EU nichts abschlagen können. Andere wie Nigeria, das bevölkerungsreichste Land Afrikas, sind so groß, dass die EU ihnen viel bieten muss: rund 600 Millionen Euro erhält Nigeria. Die EU kauft sich Afrikas Regierungen als Türsteher ein.

„Investieren in die Jugend für eine nachhaltige Zukunft", lautete das Motto des fünften EU-Afrika-Gipfels, der Ende November 2017 an der Elfenbeinküste stattfand. Es sollte um die Jugend in Afrika gehen und deren Chancen, sich zu Hause eine Zukunft aufzubauen. Doch wie es der afrikanischen Jugend wirklich geht, das zeigte sich in allen Schlagzeilen und internationalen TV-Kanälen einige Tage zuvor: Auf einem Sklavenmarkt im Bürgerkriegsland Libyen verscherbeln Milizen junge afrikanische Männer und Frauen wie Waren zu Dumpingpreisen. Fotos beweisen grausame Menschenrechtsverbrechen. Der Aufschrei auf dem afrikanischen Kontinent war groß, die Reaktion in Europa verhalten, fast ignorant. Kanzlerin Merkel kommentierte glattweg: Die Bilder der Sklavenauktion in Libyen habe eine „hohe emotionale Bedeutung für die Afrikaner". Daraus ergebe sich ein gemeinsames Interesse: nämlich die illegale Migration zu stoppen. Das klingt zynisch.
Die Gegenreaktion kam dann prompt: Die Regierungschefs von Ruanda und Nigeria kündeten glattweg an, sie wollen Flugzeuge nach Libyen schicken, um die Afrikaner zu befreien – eine Geste der Solidarität, ein gekonnter Propaganda-Schachzug gegen die EU, die in den Augen der Afrikaner die Schuld an diesen Entwicklungen trägt.

Tiefer kann die Spaltung zwischen der EU und ihrem direkten Nachbarkontinent kaum sein. Und wenn Beobachter nun sagen, der Gipfel habe keine konkreten Ergebnisse erzielt, dann stimmt das nur so halb. Das zentrale Ergebnis dieser Verhandlungsrunde ist: Die Interessen der Afrikaner und diejenigen der Europäer sind grundlegend verschieden. Solange sich diese nicht überlappen, wird es keine Partnerschaft auf Augenhöhe geben. Solange wird die EU weiterhin bemüht sein, unter Einsatz all ihrer geballten wirtschaftlichen, finanziellen und gar militärischen Macht ihre Interessen auf dem afrikanischen Kontinent durchzusetzen. ●

Von RAKIETOU HASSANE MOSSI, ANJA ENGELKE *und* MIA VEIGEL

Po– ly– ga– mie

Polygamie bezeichnet das Zusammenleben mit mehreren Partnern. Aus völkerkundlicher Sicht und im Alltagsgebrauch ist damit meist die Ehe mit mehr als einem Partner gemeint, auch „Mehrehe“ oder „Vielehe“ genannt. Obwohl sich das Bild hartnäckig hält, dass nur Männer in einer polygamen Beziehung leben können, ist der Begriff an sich geschlechtsneutral. Trotzdem handelt es sich in den meisten Fällen um Polygynie: Ein Mann lebt mit mehreren Frauen zusammen. In manchen Ländern wie Gabun dürfen jedoch auch Frauen mehrmals heiraten. In diesem Fall spricht man von „Polyandrie“.

Am weitesten verbreitet ist Polygamie in muslimisch geprägten afrikanischen Ländern, darunter Niger und Senegal, wo bis zu 50 Prozent der Frauen polygam leben. Statistiken für Männer sind schwieriger zu erheben. Gesetzlich erlaubt ist Polygamie zum Beispiel im Senegal und in Burkina Faso. In Niger und Nigeria hingegen fällt die Vielehe unter Gewohnheitsrecht. Dort sind mehrere Ehepartner zwar offiziell nicht erlaubt, die Praxis wird aber auch nicht bestraft. Trotz gesetzlicher Verbote wird Polygamie in anderen Ländern, etwa Ghana häufig praktiziert. Über den afrikanischen Kontinent hinaus sind Beziehungen zwischen mehr als zwei Partnern vor allem in Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten verbreitet, aber auch in vielen anderen asiatischen Ländern legal und häufig praktiziert.

Es gibt verschiedene Erklärungsansätze, warum sich in so vielen Kulturen polygame Beziehungen etabliert haben. Ein wichtiger Faktor ist sicherlich, dass Frauen in manchen Ländern als Statussymbol gelten: je mehr Partnerinnen, desto größer Reichtum und Einfluss des Mannes. In tropischen Gegenden, wo Kleinkinder besonders anfällig für Krankheiten wie die Masern sind, enthalten sich Mütter bis zu zwei Jahre lang jeglicher sexueller Aktivität, um ihre Kinder möglichst lange stillen und so vor Ansteckung schützen zu können. In dieser Zeit geben sie häufig ihr Einverständnis zu einer weiteren Ehe. Auch in Ländern mit einer besonders hohen Sterblichkeitsrate bei Männern existieren mehr polygame Ehen. Hier gibt es schlichtweg einen Frauenüberschuss, oft bedingt durch gewaltsame Konflikte. ●

König Mswati III

König von Swasiland

14 Frauen, ca. 30 Kinder

Foto: Ian Jones/Allpix/laif

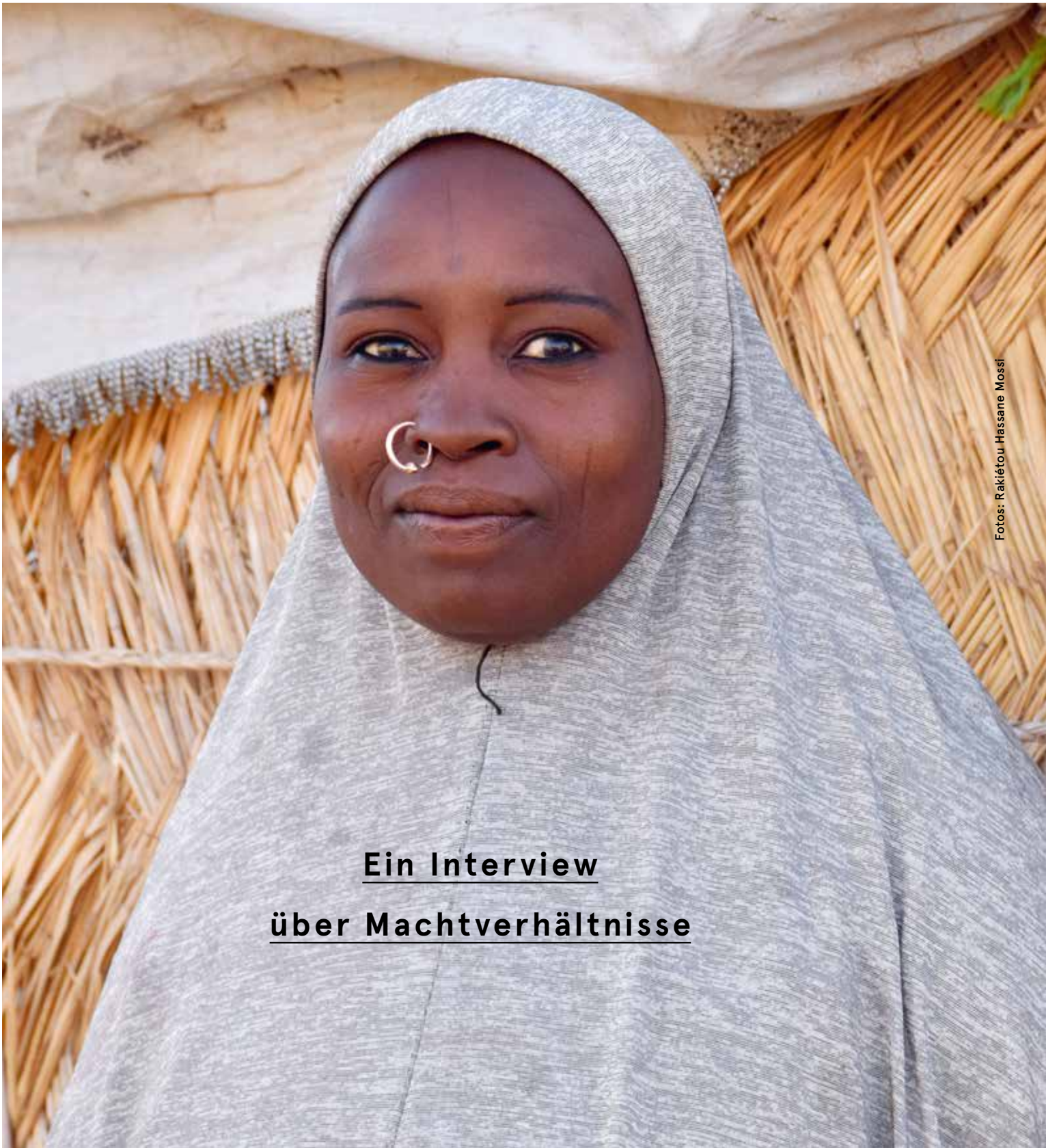
Auch Swasilands König Mswati III liebt die Tradition der Vielehe. Schon sein Vater hatte 70 Ehefrauen, mit denen er 210 Kinder gezeugt haben soll. Mswati ist aktuell mit 14 Frauen verheiratet und hat nach Schätzungen mindestens 30 Kinder. Drei seiner Ehefrauen haben Mswati verlassen und leben seither im Exil in Südafrika. Er ist der einzige absolutistisch regierende Herrscher in Afrika. Seit 1973 sind alle politischen Parteien verboten, jegliche politische Aktivität kann mit einer Haftstrafe von 20 Jahren geahndet werden.

Doch wie verhält es sich mit der Macht in einer polygamen Beziehung?
Wie sind die Rollen verteilt, wer übernimmt die Verantwortung?

Das haben wir Bori Abdou und seine beiden Frauen Safia Chewa Ali und Fatouma Boulama gefragt.

Sie leben in Guidan Kadji, einem kleinen Dorf im Niger, etwa 70 Kilometer von der regionalen Hauptstadt Diffa entfernt, im Grenzgebiet zu Nigeria.
Bei insgesamt 22 Kindern spielt Durchsetzungsvermögen in ihrem Haus eine große Rolle.

Safia Chewa Ali
40 Jahre
Erste Frau von Bori
11 eigene Kinder



Fotos: Rakiétou Hassane Mossi

Ein Interview über Machtverhältnisse

Fatouma Boulama
40 Jahre
Zweite Frau von Bori
11 eigene Kinder

in einer polygamen Beziehung

im Niger

_____ Was bedeutet Macht für Sie beide?

Safia: Für mich beschreibt dieses Wort den Prozess, eine Entscheidung zu treffen, aber Macht hat man auch, wenn man Kinder hat. Als Mutter besitze ich die Macht über meine Kinder, denn ich erziehe sie und binde sie in den Haushalt mit ein. Wenn eines meiner Kinder sich weigert auf mich zu hören, dann habe ich als Mutter die Macht, es zu bestrafen.

Fatouma: Macht bedeutet für mich, jemand anderem zu gehorchen und Wünsche und Aufforderungen zu befolgen. Vor allem was die Kinder betrifft, bedeutet Macht für mich, dass meine Kinder darauf hören müssen, was ihnen gesagt wird.

_____ Was denken Sie macht eine Person mächtig?

Safia: Ich denke, eine Person wird erst durch Intelligenz, Verantwortungsbewusstsein, Geduld, Großzügigkeit, Benehmen, Kinder und Geld zu einer mächtigen Person.

Fatouma: Autorität und Charakterstärke bedeuten für mich Macht.

_____ Wer in Ihrem Haushalt trifft die Entscheidungen?

Safia: Im Haushalt trifft mein Ehemann die Entscheidungen, weil er derjenige ist, der meine Mitgift bezahlt hat und mich zu sich nach Hause nahm. Er kümmert sich um meine Bedürfnisse und die unserer Kinder.

Fatouma: Natürlich der Ehemann!

_____ Gab es eine Situation in Ihrem Leben, in der Sie sich machtlos gefühlt haben?

Safia: Ja, eines Tages attackierten Aufständische unser Dorf und als wir in Guidan Kadji ankamen, wo wir heute leben, hatten wir nichts außer den Kleidern am Leibe und unsere Kinder. Das war sehr hart.

Fatouma: Es gab zwei Situationen in meinem Leben, in denen ich mich machtlos gefühlt habe. Das erste Mal, als ich heiratete, denn seine erste Frau Safia und ich haben uns viel gestritten. Ich war verletzt und hatte das Gefühl, nichts gegen diesen Schmerz unternehmen zu können. Das zweite Mal fühlte ich mich machtlos, als unser Dorf von Terroristen niedergebrannt wurde. Wir verloren alles und ich befand mich in einer aussichtlosen Situation. Vorher war ich erfolgreich und unabhängig. Von einer Sekunde zur nächsten verlor ich alles und fühlte mich machtlos, weil ich nicht wusste, wie ich mich um meine Familie kümmern sollte. Ich war traumatisiert. Wir versuchten, unser Haus aufzubauen und sie brannten es erneut nieder. Ich war vollkommen verzweifelt.

_____ Denken Sie, Ehefrauen und Ehemänner haben die gleiche Macht?

Safia: Nein, mein Ehemann ist der Kopf des Haushalts. Ohne sein Einverständnis kann ich nichts unternehmen. Es gibt so viele Dinge, die er tun kann, auf die ich kein Recht habe.

Fatouma: Ja, wir alle haben gleich viel Macht. Unser Ehemann und wir treffen gemeinsam Entscheidungen für unsere Kinder und wir vertrauen uns gegenseitig bei ihrer Erziehung. Wie ich zuvor sagte, haben wir Ehefrauen uns anfangs viel gestritten, aber dann begriffen wir, dass unsere

Kinder alle Geschwister sind und nichts auf der Welt das ändern kann. Heute sind wir Freundinnen und ich gab sogar meinem letzten Kind ihren Namen, Safia Chewa. Wir begriffen beide, dass in unserem Haushalt niemand über dem anderen steht und dass das wichtigste die Erziehung unserer Kinder ist.

_____ Welche Entscheidungen können Ihre Kinder im Haushalt treffen?

Safia: Meine Kinder stehen immer an erster Stelle, denn alles was ich mache, mache ich für sie.

Fatouma: Mein Leben dreht sich um meine Kinder. Mein Zeitplan richtet sich nach dem Zeitplan meiner Kinder, zum Beispiel, wenn sie Hausaufgaben haben. Ich treffe keine Entscheidung ohne darauf zu achten, welche Folgen diese für meine Kinder hat.

_____ Was würden Sie tun, wenn Sie die absolute Macht über Ihren Haushalt, Ihre Gemeinde und Ihr Land hätten?

Safia: Ich würde jedem in meiner Gemeinschaft zu einem friedlichen Leben verhelfen. Den Armen und Schwachen würde ich Essen und Schutz geben. Außerdem würde ich gerne in mein altes Dorf zurückkehren, um es wieder aufzubauen.

Fatouma: Wenn ich die absolute Macht über alles und jeden hätte, würde ich dafür sorgen, dass jeder die gleichen Rechte besitzt und niemand gefährdet ist. Jeder Mensch würde genug zu essen bekommen und könnte ohne Sorgen leben.

_____ Wer auf dieser Welt sollte Ihrer Meinung nach mehr Macht haben und warum?

Safia: Macht sollten die Menschen haben, die sich ohne jegliche Form von Diskriminierung um andere kümmern. Auch Frauen sollten mehr Macht haben, denn sie sind von Natur aus fürsorglich und gütig.

Fatouma: Ich glaube daran, dass Frauen mehr Macht in dieser Welt haben sollten. Frauen denken immer zuerst an ihre Kinder, während Männer zuerst an sich selbst denken. Was ich damit meine ist, dass eine Frau, die zum Beispiel Geld erhält, zuerst daran denkt, wie sie damit ihre Kinder glücklich machen kann. Sie würde das Geld in Essen und in den Haushalt investieren. Ein Mann dagegen würde zuerst daran denken, was er sich mit dem Geld Gutes tun könnte. Wenn wir die Welt zu einem besseren Ort machen wollen, sollten Frauen die Führung übernehmen.

_____ Was bedeutet Macht für Sie?

Autorität, Führung und Durchsetzungsvermögen.

_____ Was denken Sie macht eine Person mächtig?

Eine Person ist für mich mächtig, wenn sie einen guten Charakter hat, gerecht ist, die Armen verteidigt, reich ist und viel über Politik, Religion und Verwaltung weiß. Eine mächtige Person sollte außerdem gut mit Menschen umgehen können.

_____ Wer in Ihrem Haushalt trifft die Entscheidungen?

Natürlich ich, der Ehemann! Der Ehemann muss sich um den Frieden und die Sicherheit der Familie kümmern. Seine Aufgabe ist es, für den Zusammenhalt der Familienmitglieder, die Erziehung der Kinder und den gegenseitigen Respekt zu sorgen. Er gibt Ratschläge, zwingt oder bestraft jedoch niemanden.

_____ Gab es eine Situation in Ihrem Leben, in der Sie sich machtlos gefühlt haben?

Ja, die gab es. Ich wurde in Niger geboren und studierte in Nigeria, wo ich nach meinem Abschluss einen Job fand. Nigeria wurde mein Zuhause. Nach dem Regimewechsel durfte ich als Ausländer jedoch nicht mehr dort arbeiten und Geld verdienen. Als eines Tages auch noch unser Dorf von bewaffneten Gruppen attackiert wurde, ging ich zurück in den Niger. Dort half mir CARE dabei, eine neue Existenz aufzubauen.

_____ Denken Sie, Ehefrauen und Ehemänner haben die gleiche Macht?

Ich denke schon, ja. Wenn der Mann oder die Kinder sich falsch verhalten, dann können sie sie kritisieren und ihnen Ratschläge geben. Auch die Planung des Alltags und des Haushalts liegt in den Händen der Frauen. Sie haben auch die Macht, über ihr Einkommen frei zu verfügen und über Gegenstände, die ihre Eltern oder Freunde ihnen schenken.

_____ Welche Entscheidungen können Ihre Kinder im Haushalt treffen?

Meine Kinder dürfen mir immer ihre Sichtweisen und Wünsche mitteilen. Ihre Meinung ist mir wichtig und ich berücksichtige sie immer. Wenn ihnen eine meiner Entscheidungen nicht gefällt, dann muss ich diese überdenken. Ich würde meine Kinder niemals zu etwas zwingen, das ihnen nicht gefällt.

_____ Was würden Sie tun, wenn Sie die absolute Macht über Ihren Haushalt, Ihre Gemeinde und Ihr Land hätten?

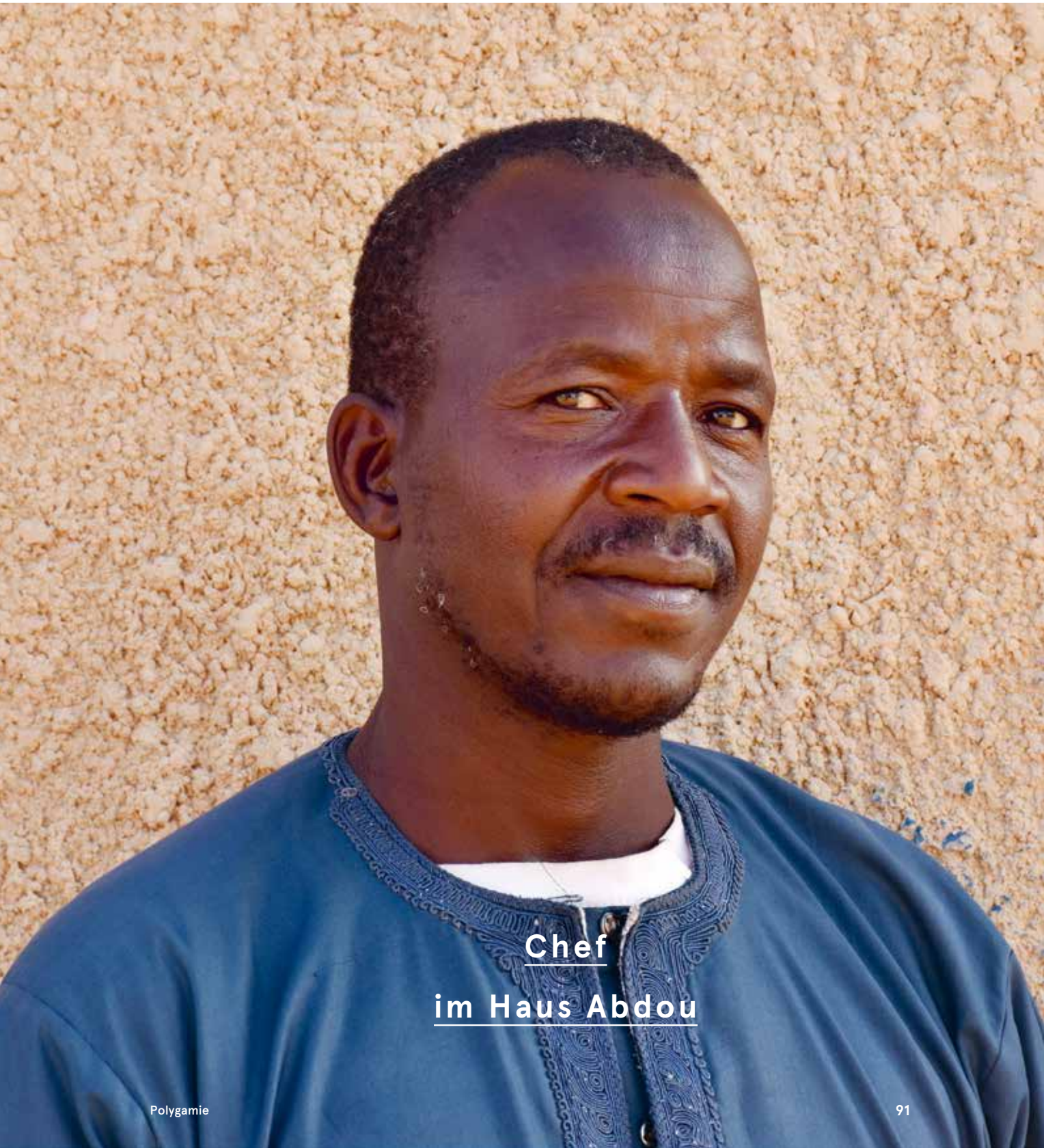
Wenn ich die absolute Macht über alles und jeden hätte, dann würde ich mich für soziale Gerechtigkeit und Freiheit einsetzen. Ich würde versuchen, immer fair zu handeln und dafür sorgen, dass jeder Mensch die gleichen Rechte besitzt. Ich würde aber auch auf die Einhaltung aller Pflichten in der Gemeinschaft achten.

_____ Wer auf dieser Welt sollte Ihrer Meinung nach mehr Macht haben und warum?

Menschen, die ehrliche Personen mit gutem Charakter sind. Menschen, die sich um andere kümmern, die Schwache verteidigen und ein Vorbild für alle sind. Solche Menschen sollten mehr Macht besitzen. Warum? Damit soziale Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit sichergestellt werden und damit alle ein besseres Leben ohne Diskriminierung und Ausgrenzung führen können. ●

Foto: Rakiétou Hassane Mossi

Bori Abdou
47 Jahre
Verheiratet mit beiden Frauen
22 Kinder



Chef im Haus Abdou

Auf ewig ungebunden

Von DANIEL AL-AYOUBI

Nein, keine Sorge: Auch wenn der Titel vielleicht so klingen mag, es handelt sich bei dem nun folgenden Text nicht um den Auszug aus einem Groschenroman. Auch soll es hier nicht um ein mögliches Beziehungskonzept für die Generation Y gehen. Vielmehr wollen wir einen Blick werfen auf einen einzigartigen Personenstamm. Auf dieses Phänomen von Mensch, welches in Deutschland immerhin 35 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Wenn Sie, lieber Leser, sich bei „einzigartig“ und „Phänomen“ schon angesprochen gefühlt haben, dann gehören Sie vielleicht bereits dazu. Vielleicht sind auch Sie: ein Spender.

Fast 600.000 eingetragene Vereine und Stiftungen gibt es in Deutschland und fast alle sammeln Spendengelder. Würde man jeder dieser Organisationen einen Euro spenden – seien wir ehrlich, es hätte wohl keinen allzu großen Effekt für all die gute Arbeit, die geleistet werden will. Drehte man das Ganze hingegen um, und spendete 600.000 Euro an eine einzelne Organisation, dann sähe der Fall schon ganz anders aus: Sie könnte mit dem Geld über mehrere Jahre planen und viel erreichen. Dies ist natürlich nur ein Gedankenspiel, es zeigt aber eines: Der deutsche Spendenmarkt ist groß, die Auswahl an unterstützbaren Initiativen, Vereinen und Stiftungen riesig. Jeder einzelne Spender, der sich für eine Organisation entscheidet und ihr sein Geld für den guten Zweck anvertraut, ist für sie deshalb besonders wertvoll. Sein Beitrag macht die Arbeit der Organisation überhaupt erst möglich.

Hat sich ein Mensch für diesen Schritt entschieden, so behaupten wir einmal der Einfachheit halber, hat er den Level 1 des Spenderdaseins erreicht. Doch auf einen Level 1 kann natürlich ein Level 2 folgen: Wenn eine Spenderin sich dazu entscheidet, eine Organisation – nehmen wir das naheliegende Beispiel CARE – ganz regelmäßig zu unterstützen, so wird aus ihr eine Dauerspenderin. Und tatsächlich gibt etwa die Hälfte aller deutschen Spender regelmäßig Geld an die von ihnen gewählten Einrichtungen. Dies kann verschiedene Gründe haben: Oft sind es zum Beispiel Vereinszugehörigkeiten, die die Menschen zum Spenden animieren. Manchmal ist es auch schlicht eine langjährige Verbundenheit, die man zu der Organisation oder ihrer Arbeit empfindet. Vielleicht ist es aber auch einfach nur Gewohnheit.

Doch warum ist es überhaupt wichtig, diese Unterscheidung zwischen dem einmaligen und dem regelmäßigen Spender zu machen? Geht es hier nur um den schnöden Mammon? Um den schlussendlichen Gesamtbetrag, den eine spendenbasierte Organisation aus einer einzelnen Person ziehen kann? Ergibt sich daraus der oben genannte Wert des Spenders? Die Antwort ist ein klares „Nein“.

Der Grund ist ein anderer: Regelmäßige Spenden erlauben Planbarkeit. Die Höhe der Dauerspen-

ÄTHIOPIEN
ETH
40,4
704

ZENTRALAFRIKANISCHE REPUBLIK
CAR
37,3
260

TSCHAD
TCD
41,8
285

MALI
MLI
43,2
144

Die grauen Zahlen zeigen an, wie viel Prozent der benötigten Mittel für die jeweilige humanitäre Krise bereits von internationalen Gebern an die UN ausgezahlt wurden.

denbeträge, die CARE im Jahr erhält, erlaubt eine Prognose der finanziellen Mittel, die uns voraussichtlich im nächsten Jahr zur Verfügung stehen. Und das wiederum macht es zum Beispiel möglich, über das Ausweiten unserer Hilfe nachzudenken; über neue Regionen, in denen man tätig werden möchte, oder Themen, zu denen wir Projekte entwickeln könnten.

DEMOKRATISCHE REPUBLIK KONGO

DRC

52,1

325

Nun könnte man argumentieren, in der humanitären Hilfe, die so geprägt ist von der schnellen Reaktion auf Naturkatastrophen oder plötzliche Ausbrüche von Gewalt, sei doch sowieso nichts planbar. Und weil auch das bisweilen richtig ist, gibt es da eben noch die Level-3-Spenderin, von der wir etwas ganz Besonderes erhalten, verborgen hinter einem etwas sperrigen Begriff: die ungebundene Dauerspende.

COX'S BAZAR / BANGLADESCH

BGD

49,5

182

Ungebundene Spenden, so erklärt es die Koordinatorin für Direktmarketing bei CARE, Martina Deller, ermöglichen uns als Hilfsorganisation Flexibilität und Entscheidungsfreiheit: „Jede gebundene Spende, also eine Spende, die speziell für ein Projekt oder Land gedacht ist, ist natürlich auch immer sehr wertvoll. Aber die ungebundenen Spenden erlauben uns doch eine gewisse Unabhängigkeit bei der Erstellung unseres Themen- und Länderportfolios." Das heißt, wir sind als spendenbasierte Hilfsorganisation dann nicht mehr ganz so abhängig von großen Geldgebern wie der deutschen Bundesregierung oder der Europäischen Union. Und der Koordinator für Nothilfe bei CARE, Wolfgang Tyderle, ergänzt, dass wir mit diesem Geld auch in den Regionen der Erde helfen können, die nur wenig öffentliche Aufmerksamkeit erfahren: „Als humanitäre Helfer wollen wir nicht nur in den großen Krisen aktiv sein, sondern auch jenen zur Seite stehen, die manchmal vom Rest der Welt vergessen scheinen – den Vertriebenen im Südsudan, den Hungernden im Jemen, den Traumatisierten in der Demokratischen Republik Kongo." Die ungebundene Dauerspende kann unser Zugang zu ihnen sein. Sie kann unsere Planung der Hilfe ermöglichen und die ersten Türen öffnen. Was denkt also ein Level-3-Spender über seinen Beitrag? Fühlt er sich machtlos, weil er nicht genau weiß, wofür sein Geld verwendet wird? Dazu geben wir René Schirmer das Wort, seines Zeichens langjähriger Spender, Mitglied des CARE-Spendenrats und ehrenamtlicher CARE-Botschafter in Wolfsburg (und für die CARE affair hat er auch schon geschrieben – in Ausgabe 8, da ging es ums Geld): „Tatsächlich war mein erster Gedanke als Dauerspender etwas egoistisch: Ich wollte mir nicht nach jedem Projekt ein neues Projekt suchen müssen, welches ich unterstützen könnte. Auch könnte ich selbst gar nicht entscheiden, wo das Geld wirklich benötigt wird. Diese Entscheidung wollte ich CARE überlassen. Daher spende ich dauerhaft ungebunden."

SOMALIA

SOM

62,4

473

SYRIEN

SYR

52,5

3,5k

Abschließend noch für all jene, die sich unter der Überschrift vielleicht doch eher Beziehungstipps zum Stichwort „ewig ungebunden" erhofft hatten: Das klingt in diesem Zusammenhang nach keinem guten Konzept. Die Liebe ist etwas Tolles. Und mit ihr bindet man sich an jemanden. Wenn Sie aber unbedingt etwas langfristig Ungebundenes anstreben, dann empfehlen wir eine Dauerspende an CARE. ●

In Rot der Eurobetrag der Ende 2017 noch fehlenden Mittel in Millionen.

care.de/regelmaessig-spenden

Ich Chef, Du Nix

Der Wecker klingelt, die Füße laufen ohne Kopf in die Küche und die Hände setzen Wasser auf. Schrank auf, Teebeutel raus, Schrank zu, Teebeutel in die Tasse, Wasser drauf, hinsetzen. Mit dem Kopf noch im Halbschlaf, tauchen romantische Bilder von sattgrünen Hügeln auf, die dicht mit Teesträuchern bepflanzt sind. Irgendwo in Asien oder Afrika.

Von ESTHER SOPHIA HENN

Irgendwo, das ist zum Beispiel Sri Lanka. Das südasiatische Land wurde unter britischer Kolonialherrschaft Ceylon genannt. Der weltbekannte und beliebte Ceylon-Tee ist bis heute stark mit der nationalen Identität verknüpft. Doch dem guten Geschmack des Tees stehen bittere Arbeitsbedingungen gegenüber: Die Menschen, die auf den Teeplantagen arbeiten und die Teeblätter per Hand pflücken, sind hauptsächlich Tamilen, die während der Kolonialzeit im 19. und 20. Jahrhundert als Gastarbeiter aus Indien nach Sri Lanka gebracht wurden. Die Arbeiterfamilien leben auf den Plantagenanlagen und sind vom Rest der Bevölkerung ausgegrenzt. Auf der einen Seite der Lieferkette finden wir also die immer noch stark benachteiligten, hauptsächlich weiblichen Arbeitskräfte auf den Plantagen und auf der anderen Seite steht der Exportboom. Laut eines Berichts des Deutschen Teeverbands war Sri Lanka 2016 mit 280.874 Tonnen Tee weltweit der drittgrößte Teeexporteur.

Rajalakshmi ist ungefähr elf Jahre alt, als sie sich ihr Desinteresse für die Schule eingesteht und nach sechs Jahren den Unterricht in der plantageneigenen Schule abbricht. Weder die Lehrer noch ihre Familie scheinen außerordentlich besorgt darüber. Doch nach ein paar Jahren möchte Rajalakshmi mehr aus ihrem Leben machen, als für den Haushalt und ihre jüngeren Geschwister zu sorgen. Sie beginnt, als Teepflückerin auf der Plantage zu arbeiten. Ihre Mutter ist enttäuscht: Sie hatte gehofft, ihre Tochter würde den Kreis der weiblichen Teepflückerinnen in der Familie durchbrechen und eine andere Form des Lebensunterhaltes finden. Mit 16 Jahren beginnt Rajalakshmi also, Tee zu pflücken. Wie leicht ein einzelnes Teeblatt auch sein mag, die Arbeit, die hinter einer

Am Ende eines langen Arbeitstages werden die gepflückten Teeblätter gewogen und geprüft, ob die Frauen das vorgegebene Ziel erreicht haben.

Fotos: Tuul & Bruno Morandi/laif (links), Christophe Boisvieux/laif (rechts)

Packung Teebeutel aus dem hiesigen Supermarkt steckt, ist alles andere als das: Arbeitsschichten von halb sieben am Morgen bis fünf Uhr nachmittags, den Sammelbeutel für die Teeblätter mit einem Band an der Stirn befestigt, damit die Hände frei zum Pflücken sind, und ein rauer Umgang der Vorarbeiter mit den Pflückerinnen sind harsche Normalität. Es wird geschrien, angetrieben und gedroht.

In Deutschland wird häufiger und offen über die Frauenquote in Führungspositionen gesprochen, um für Frauen mehr Verantwortung, Macht und Mitspracherechte zu erlangen. In Sri Lanka wiederum haben die meisten Teeplantagenarbeiterinnen nicht den Mut, bei ihren männlichen Vorgesetzten – den Kangani – ihre Stimme zu erheben. Und erst recht nicht gegenüber den Managern und Besitzern der Teeplantagen. Dabei wird der Wert guter Arbeitsbedingungen für die Produktivität des Betriebes übersehen. In deutschen Medien

Der Tee in Sri Lanka wird nicht maschinell, sondern von Hand gepflückt. Das macht ihn besonders kostbar. Die Teepflückerinnen wohnen meist mit ihren Familien auf den Plantagen selbst.

wird viel darüber diskutiert, was den „perfekten" Chef ausmacht. So wird die Macht einer guten Führungspersönlichkeit in einer Interviewreihe des Nachrichtenportals ZEIT Online zum Thema Führungskräfte, als „Möglichkeit zur Gestaltung" definiert, mit der eine hohe Verantwortung einhergehe. Die Mitbestimmung der Mitarbeiter und konstruktive Kritik seitens der Chefs seien förderlich für das Arbeitsklima und heutzutage nicht mehr wegzudenken. In einem weiteren Interview der Artikelreihe wird betont, wie wichtig die Übertragung von Verantwortlichkeiten sei. Auch die Süddeutsche Zeitung führt unter der Überschrift „Diese zehn Dinge machen gute Chefs aus" unter anderem auf, dass die gezielte Förderung der Beschäftigten und Lob durch Vorgesetzte bessere und produktivere Arbeit fördern würden. Von glücklicheren Arbeitnehmern profitieren demnach beide Seiten: Zufriedene Mitarbeiter leisten bessere Arbeit, was wiederum dem Unternehmen zugutekommt.

Was sich in der Theorie zwar nach einer simplen Lösung anhört, muss aber in der Praxis an die individuellen Begebenheiten der Kulturen und Unternehmen angepasst werden. Und genau hier beginnt die Entwicklung zu mehr Gleichberechtigung und Teilhabe für Frauen, die CARE in seiner Arbeit weltweit anstrebt: Für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen auf den Teeplantagen in Sri Lanka hat CARE gemeinsam mit Plantagenunternehmen, ihren Gemeinden sowie den arbeitenden Frauen und Männern

sogenannte Community Development Forums (CDFs) entwickelt, die wie eine Art „Mini-Parlamente“ fungieren und alle an einen Tisch bringen sollen. Sie fördern den offenen Dialog zwischen allen Parteien und verleihen jedem einzelnem eine Stimme bei kollektiven und transparenten Entscheidungsprozessen. Besonders wichtig: Frauen haben in den Foren eine den Männern gleichgestellte Rolle. Die Arbeiterinnen werden hier über ihre Rechte aufgeklärt und darin unterstützt, diese einzufordern. „Durch die Foren haben wir erst erfahren, dass wir bestimmte Rechte besitzen. Das Wissen verpflichtet uns, diese nicht aufzugeben, sondern sie zu schützen“, erzählt eine Teepflückerin, die einem solchen Forum beigetreten ist.

Dass Frauen aus diesem offenen Dialog nicht ausgeschlossen werden, ist eigentlich eine logische Konsequenz, aber nicht immer ohne Hindernisse umsetzbar. Die meisten Plantagenbesitzer und Aufseher haben Schwierigkeiten, sich Frauen in Diskussionen und Trainings oder gar Führungspositi-onen vorzustellen. Sie kennen es schlichtweg nicht. In der Tradition von Sri Lanka sind die Frauen auf den Plantagen ihr Leben lang Teepflückerinnen, nichts weiter: „Frauen können Männer nicht kontrollieren. Denkst du etwa, Frauen können als Kanganis arbeiten?“ – dieser Gedanke steht repräsentativ

care.de/srilanka

für die Diskussionen, die CARE vor Ort mit den Plantagenunternehmen geführt hat.

Zwanzig Jahre später: Rajalakshmis Ehemann kommt nach Hause und erzählt ihr, dass neue Kanganis gewählt werden und sich auch Frauen bewerben dürfen. „Frauen! Ich war mir nicht sicher, ob ich richtig gehört hatte“, erzählt sie. Rajalakshmi hat das Gefühl, ihr Herz wäre nicht groß genug, um all die guten Nachrichten zu fassen: dass Frauen die Möglichkeit gegeben wird, als Kanganis zu arbeiten; dass ihr Ehemann hinter ihr steht; dass ihre harte Arbeit und ihr Können nicht ungesehen bleiben und sie von ihrem Vorarbeiter ermutigt wird, für diese Beförderung zu kämpfen. Jeder Bewerber und jede Bewerberin muss einen schriftlichen Test absolvieren. Rajalakshmis Ergebnis ist ziemlich gut und sie wird gemeinsam mit einer Mitstreiterin für einen Probezeitraum als Kangani eingestellt. Mit den neuen Aufgaben kommen auch neue Verantwortungen. Als Kangani müssen sie von nun an dafür sorgen, dass die Arbeiterinnen das Beste aus sich herausholen und keine Arbeitszeit verschwenden; sie müssen die gesammelten Teeblätter wiegen und alles unter Kontrolle behalten. Rajalakshmi findet, ein Kangani, vor allem eine weibliche Kangani, sollte ein gutes Vorbild für die anderen sein. Schon als Pflückerin hatte sie hohe Anforderungen an ihre eigene Arbeit

Foto: Bertrand Rieger/hemis/laif

und erwartet jetzt dasselbe von den anderen Arbeiterinnen. Sie lernt aber auch, wie schmal der Grat zwischen strikten Anweisungen und einem zu schroffen Ton sein kann. Auch wenn Rajalakshmi letztlich ihr Leben auf der Teeplantage verbringt, schafft sie es doch, mit dieser neuen Position mehr Selbstverantwortung und Teilhabe zu erlangen. Der Kreislauf der ewig rechtelosen Teearbeiterinnen in ihrer Familie ist durchbrochen.

Die Teilhabe von Arbeiterinnen und Arbeitern an Entscheidungs- und Entwicklungsprozessen auf den Teeplantagen verbessert die Arbeitsbedingungen nachhaltig und erhöht die Zufriedenheit, was sich wiederum auf den gesamten Sektor auswirkt. Darüber hinaus zeigen Untersuchungen in den Plantagen auch beeindruckende ökonomische Auswirkungen: Für jeden Euro, der in die Teilhabe von Arbeitnehmern investiert wird, verdienen die Plantagenunternehmen zusätzliche 25 Euro. Außerdem berichten die Plantagen, in denen CDFs agieren, von einer 25-prozentigen Steigerung der gepflückten Menge Tee bei unveränderter Arbeiterzahl. Frauen haben eine Karriereperspektive, indem sie auch Kangani werden können. Und es gibt noch einen weiteren Pluspunkt, der nicht zu unterschätzen ist: die Arbeitszeitersparnis der Führungskräfte. Durch die Einführung der CDFs sparen Manager im Durchschnitt 16 Stunden in der Woche, die ansonsten mit der Klärung und Schlichtung von Streitigkeiten verbracht würden. Grund dafür ist zum einen die tatsächliche Abnahme der Missstände durch den offenen und direkten Umgang in den CDFs und zum anderen die Verbesserung der Kommunikationsfähigkeiten von Plantagenmanagern, die dazu ermutigt werden, ihre Mitarbeiter mehr einzubeziehen und mit ihnen zusammenzuarbeiten. Das tradierte Bild eines alleinherrschenden Chefs, der alles entscheidet und auf den sich die ganze Macht konzentriert, funktioniert heute nicht mehr. Die Strukturen haben sich verändert – mit positiven Auswirkungen für die Unternehmen und ihre Angestellten. Mit Hilfe der Community Development Forums konnten diese Veränderungen auch auf den Teeplantagen, die Teil des CARE-Projektes waren, umgesetzt werden. „Als ich zu dieser Plantage kam, war ich an die konventionelle Arbeitsweise des Managements gewöhnt, in der man das Verhältnis zu den Arbeitern formell und distanziert hält“, erzählt ein Manager einer Teeplantage im Hochland von Sri Lanka. „Hier wurde das CDF bereits implementiert. Aufgrund meiner konventionellen Ausbildung fand ich zunächst keinen Gefallen an der Idee und zögerte, daran teilzunehmen. Doch schon bald sah ich begeistert zu, wie die Teilnehmer ihre Probleme angingen und gemeinsam lösten. Jetzt kann ich sagen, dass ich diesen Prozess bei einer Versetzung in eine andere Plantage wiederholen würde.“

Die Beteiligung der Arbeitnehmerinnen steigert also die soziale und ökonomische Nachhaltigkeit im gesamten Teesektor. Unternehmen sollten aufhören, sie als bloßen philanthropischen Akt zu sehen und erkennen, dass die Teilhabe ein Kernelement verantwortungsvoller Unternehmensführung ist. Es muss mehr in Systeme wie die Community Development Forums investiert werden. Wichtige Partner sind hierbei Nichtregierungsorganisationen wie CARE. Sie sind zum Teil seit Jahren fest verankert in den Gemeinden und genießen großes Vertrauen. In Sri Lanka konnte CARE als Moderator und Partner bei der Gestaltung und Umsetzung der Mitarbeiterteilhabe helfen. Und veränderte sich dabei auch selbst: Aus CARE Sri Lanka wurde 2016 das Sozialunternehmen Chrysalis, das ein assoziiertes Mitglied der Konföderation von CARE International ist. Auf der Basis der jahrzehntelangen Erfahrungen von CARE bietet Chrysalis Beratung und andere Dienstleistungen an, um die Arbeitnehmerrechte und die Produktivität im Teesektor zu stärken. Ein echter Gewinn für alle Seiten – auch für uns, die gerne Tee trinken. ●

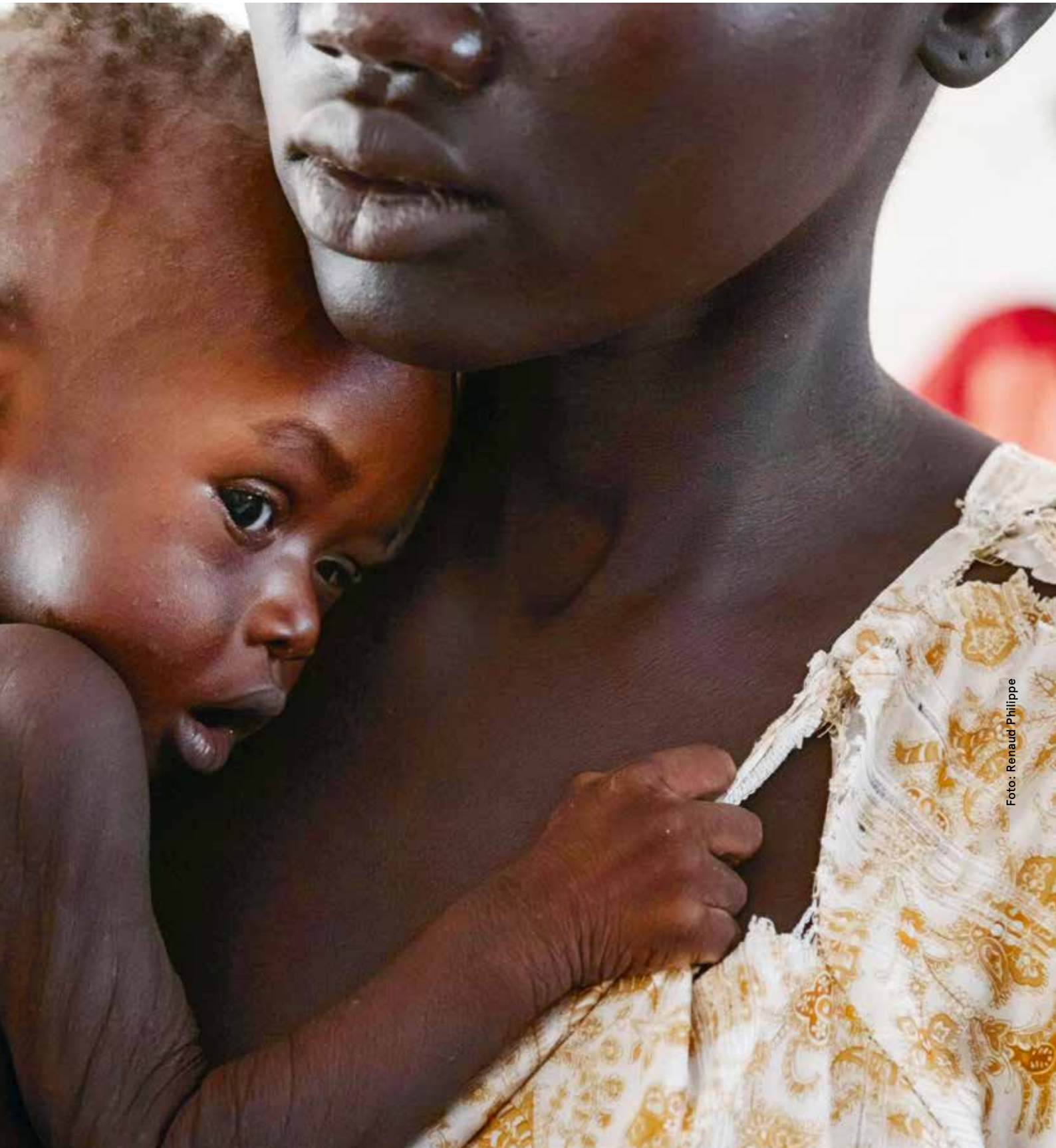


Foto: Renaud Philippe

„Immer diese Elendsbilder“

Als Helferin vor Ort:
ein Balanceakt zwischen Ethik, Realität und Aufmerksamkeit.

Von JENNIFER BOSE

Ein afrikanisches Kind mit aufgeblähtem Bauch und bis auf die Knochen abgemagert schaut mit leblosem Blick in die Kamera.

Bilder wie diese kennt jeder. Wir sehen sie an Bahnhöfen, in der Fußgängerzone oder auf Facebook – scheinbar überall. Ein Klischee, denken viele. Reine Spendenwerbung, glauben andere. Auch ich gehörte zu denjenigen, die von der jahrelangen Plakatierung grausamer Bilder bis vor kurzem betäubt waren. Ich empfand solche Inszenierungen als erniedrigend.

Bis ich für meinen Job bei CARE nach Somalia fuhr.

Ich sollte über eine schwere Dürre, unter der die Hälfte der Bevölkerung litt, berichten. Und ich hatte mir persönlich vorgenommen, andere Fotos aus dem Land mitzubringen als die bekannten Hungerbilder. Ich wollte Menschen in ihrer Würde und Stärke abbilden, statt sie als Opfer darzustellen. Doch wo immer ich mein Objektiv hinrichtete, standen die Kinder, die ich bislang nur von den Werbeplakaten kannte. Unweigerlich war ich umgeben von erschreckendem Leid. Eines dieser Kinder war Deez, der bereits seit drei Monaten krank war und kaum noch ein Lebenszeichen von sich gab. In den letzten Tagen hatte er sich weder bewegt, noch etwas gegessen. Weil sich seine Eltern keine Milch leisten konnten und sein kleiner Körper noch keine anderen Flüssigkeiten aufnehmen konnte, verschlechterte sich sein Zustand dramatisch. Wie Deez geht es rund 1,4 Millionen weiteren Kindern in Somalia. Auch sie kämpfen buchstäblich ums Überleben, weil sie nicht genug zu essen bekommen. Doch ich traf nicht nur Dutzende von unterernährten Kindern, sondern auch viele verzweifelte Frauen, die ihren Säuglingen nichts zu essen bieten konnten, und Familien, die all ihr Hab und Gut verloren hatten. Auf einmal saß ich fest in der Grausamkeit der Realität und einem inneren Konflikt: Soll ich die Situation so wiedergeben, wie ich sie sehe oder so, wie ich sie sehen möchte? Soll ich den vermeintlichen Stereotypen nachgeben oder weiter an meinem Vorsatz festhalten, keine Opferbilder zu verbreiten?

Ohne Spendenwerbung gibt es keine Gelder – diese Regel ist ziemlich einfach und gilt schon seit Jahrzehnten. Und um Menschen in akuter Not zu einem selbstbestimmten Leben zu verhelfen, benötigen Hilfsorganisationen finanzielle Mittel. Doch um in der heutigen Informationsflut bei potentiellen Spendern durchzudringen, muss man die Not besonders deutlich zeigen.

Als Hilfsorganisation haben wir uns dazu verpflichtet, Menschen als Subjekte ihres Handelns und nicht als Objekte von Hilfe darzustellen. CARE achtet insbesondere auf wahrheitsgemäße, sachgerechte Darstellungen. Unser Ziel ist es, die auf Fotos abgebildeten Menschen nicht in ihrer Würde zu verletzen. Laut unseres Verhaltenskodexes sind Darstellungen in Wort und Bild, die die Betroffenen herabsetzen oder erniedrigen, strengstens untersagt. Doch während meiner Reise stellte ich mir die Frage, was ich tun soll, wenn meine Kamera eben genau das zeigt: eine würdelose, verzweifelte Situation. Verzerre ich die Realität, wenn ich mich weigere, die vielen nackten Kinder in den Flüchtlingscamps zu fotografieren? Gebe ich die Situation wahrheitsgemäß wieder, ohne die Cholerapatienten zu zeigen, die womöglich ihre letzten Stunden zählen? Wie vereine ich eine wahrheitsgemäße und gleichzeitig respektvolle Darstellung? Und kann ich

Foto: Jennifer Bose

In Somalia traf CARE-Helferin Jennifer Bose den kleinen Deez und seine Mutter in einem Krankenhaus. Und stand vor einem Dilemma: Sollte sie das Kleinkind in diesem Zustand ablichten, um über die dramatische Nahrungskrise zu berichten und damit um Unterstützung zu werben? Oder wäre die Nutzung dieses Bildes entwürdigend? Rund 1,4 Millionen Kinder wie Deez litten zu dem Zeitpunkt vor Ort an akuter Unterernährung und rangen um ihr Leben.

Ein anderer Kontinent, das gleiche Dilemma: In Bangladesch traf Jennifer Bose Frauen aus Myanmar, die unerträgliche Gewalt erlebt hatten. Wie fragt man behutsam nach, ohne eine Frau erneut die Grausamkeiten durchleben zu lassen? Und braucht es ein Bild, um die Geschichte für Menschen anderswo auf der Welt deutlich zu machen?

Fotos: Josh Estey

das wirklich alleine entscheiden? Eine der Geschichten, die mich bis heute nicht loslässt, ist die von Begum. Ich besuchte ihr dunkles und stickiges Zelt vor einigen Wochen in Bangladesch. Das südasiatische Land hatte kurz zuvor über eine halbe Million Flüchtlinge aus Myanmar aufgenommen und ich war vor Ort, um über die CARE-Hilfe zu berichten. Begum trug ein rosafarbenes Kopftuch und hielt ihren einjährigen Sohn im Arm. „Und dann haben sich mich vergewaltigt. Nicht einmal, nicht zweimal, sondern drei Tage lang“, erzählte sie mir und kniff ihre Augen zusammen. Sie war nicht traurig; sie war wütend. Begum gab mir eine dreiminütige Zusammenfassung ihrer Geschichte, kurz und knapp: Männer kamen, entführten sie, sie wurde vergewaltigt, sie floh. Ihr Bericht machte mich sprachlos vor Wut und Mitleid. Ich wollte ihre Geschichte unbedingt erzählen, an die Öffentlichkeit bringen. Die Welt sollte davon erfahren und diesen Verbrechen ein Ende machen. Aber ich wusste, dass ihre kurze, knappe Beschreibung nicht reichen würde, um genügend Aufmerksamkeit für ihre Geschichte zu erhalten. Aufmerksamkeit, die besonders im Westen noch fehlt, um ausreichend Hilfe für die Krise in Bangladesch zu mobilisieren. Also fragte ich beschämt nach, die Worte schienen fast nicht über meine Lippen zu kommen: „Wie genau wurdest du vergewaltigt?“ Sie erzählte mir bis ins kleinste Detail, wie sich 20 Männer an ihr vergangen hatten. Ich versuchte, mein sichtliches Entsetzen zu unterdrücken, während ich von Begum durch das Grauen ihrer Geschichte getragen wurde. „Ich war mir sicher, ich würde sterben, aber als ich an meine Kinder dachte, wusste ich, dass ich überleben muss“, berichtete sie.

Ich hatte Begum kurz vor unserem Gespräch gefragt, ob ich ihre Geschichte verwenden könne, um die Öffentlichkeit über die schwierige Situation in Bangladesch und Myanmar zu informieren. Das tun wir bei CARE immer, wenn wir mit Menschen sprechen. Es gehört zu unseren Leitlinien der Kommunikation. Die junge Frau nickte sofort. Sie wollte, dass ich ihre Geschichte weitererzähle – in der Hoffnung, dass ihr Leid und das weiterer Frauen in Zukunft ein Ende nehmen kann. Dabei war klar, dass ich ihren wahren Namen ändern würde, um ihre Sicherheit nicht zu gefährden. Wichtig war dabei auch, sie nicht zu fotografieren, um ihre Identität zu schützen. Als Hilfsorganisation könnten wir es niemals verantworten, wenn verletzte und traumatisierte Menschen wie Begum durch unsere Berichte in Schwierigkeiten geraten. So wie ich sie einschätzte, hätte Begum jedoch wahrscheinlich zu all meinen Fragen genickt. Begum will überleben, sie benötigt Essen für ihre drei kleinen Kinder und dringend ein eigenes Zelt. Für Menschen, die so verzweifelt und traumatisiert sind wie

blog.care.de/author/jennifer-bose

sie, sind Sicherheit und Privatsphäre oft zweitrangig. Viele wissen nicht, welche Konsequenzen Fotos und eine öffentliche Darstellung mit sich führen können. Umso wichtiger ist es daher, Flüchtlinge wie sie zu schützen. Dazu gehört nicht nur, das schriftliche Einverständnis der fotografierten Person einzuholen, sondern auch im Einzelfall abzuschätzen, ob ein Foto eine Gefährdung für sie darstellen könnte. Bei Kindern muss das Einverständnis der Erziehungsberechtigten oder Aufsichtsperson vorliegen, aber auch hier muss man zunächst sehr kritisch hinterfragen, ob man mit Bildern und Geschichten Wunden aufreißt oder dem Wohlsein des Kindes schadet.

Fotos sind unerlässlich, um einen Eindruck der Situation vor Ort zu vermitteln. Fotos geben uns Betrachtern einen Einblick in das Leben von Menschen, die an weit entfernten Orten leben und unsere Hilfe und Solidarität brauchen. Eine entwürdigende, unehrliche oder abwertende Darstellung von Not und Elend ist nicht nur falsch, sondern schlichtweg unmoralisch. Es ist aber auch wichtig, die Lebensumstände der Betroffenen realistisch darzustellen. In den Gebieten, in denen ich ich für CARE unterwegs bin, ist es leider häufige Realität, dass ein Kind stark unterernährt ist und schmutzige, zerfetzte Kleidung trägt. Dass ein älterer Mensch an einer Krankheit leidet, mit dem Tod ringt. Das bedeutet jedoch nicht, dass ich diese Menschen in ihrem tiefsten Leid entwürdigend ablichten sollte, um zu schockieren. Würde ich wollen, dass fremde Leute mich ohne Kleidung am Leib fotografieren? Würde ich es wollen, dass ein Foto von meinem Kind in einer Großstadt an der Litfaßsäule hängt, ohne dass ich mein Einverständnis gegeben habe? Die Antwort darauf ist sicherlich für uns alle ein lautes Nein.

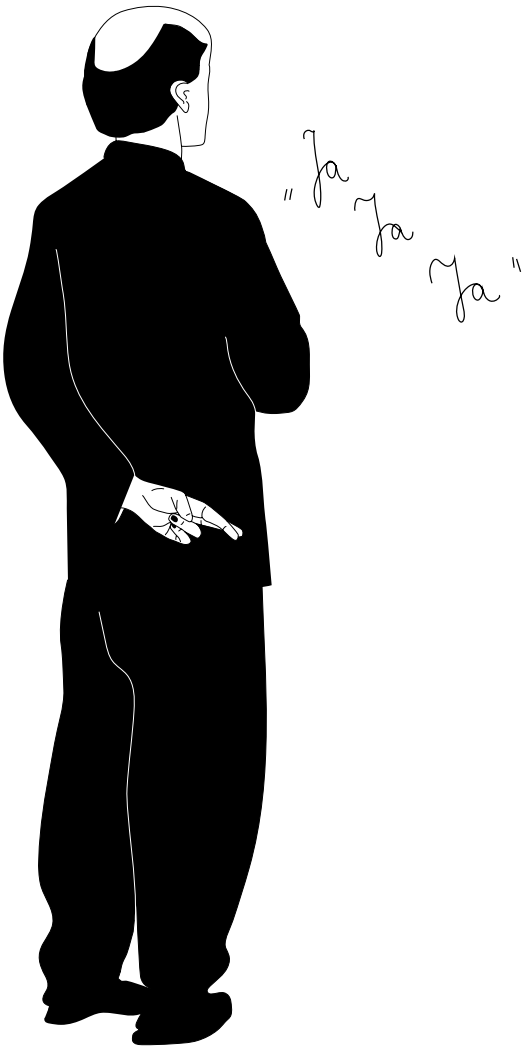
Dennoch ist die Not real. Hilfsorganisationen wie CARE engagieren sich für Frauen, Männer und Kinder, die zum Teil unter menschenunwürdigen Bedingungen leben. Es ist unsere Pflicht, die Öffentlichkeit über humanitäre Krisen zu informieren und dafür zu appellieren, sich für diese Menschen einzusetzen. Dazu gehört auch, die Lebensumstände der Betroffenen realistisch zu beschreiben und deutlich zu machen, wie die jeweiligen Situationen positiv verändert werden können. In jeder Krise bleibt es also weiterhin ein Balanceakt zwischen Ethik, Realität und öffentlicher Aufmerksamkeit.

Die Reisen in Krisen- und Konfliktgebiete haben meine Perspektive verändert. Wenn ich nun durch die Fußgängerzone laufe, sehe ich auf den Werbeplakaten nicht mehr inszenierte Bilder hungernder, afrikanischer Kinder. Ich sehe darauf Kinder wie Deez und hoffe, dass die Aufmerksamkeit und Spenden, die diese Fotos generieren, ihm und vielen anderen das Überleben sichern. ●

Macht Geld!

Von MARC ENGELHARDT

Bei Geberkonferenzen betteln Helfer um Geld für die Ärmsten. Das ist ihrer Arbeit unwürdig, auch wenn die Gipfel durchaus Chancen bieten.



Staats- und Regierungschefs, die eine lange Reihe von Flaggen entlangmarschieren, dann innehalten vor raumhohen Monitoren, auf denen Appelle besorgter Notleidender und schließlich die Zusagen der Geber zu sehen sind. Für jeden von ihnen gibt es Applaus und viel Rampenlicht. Selten sind Gebergipfel so pompös wie der für Syrien im Golfemirat Kuwait, der in einem in Gold getauchten Saal stattfand. Doch auch in weniger luxuriösem Ambiente ist das Prinzip stets das gleiche: UN- und Hilfsorganisationen werben darum, helfen zu dürfen. Und die Geber antworten mit Versprechen, die sich in konkreten Summen ausdrücken. Der Bedarf an solchen Versprechen ist groß. Zu Jahrzehnte währenden Dauerkrisen kommen immer wieder neue hinzu. Darüber, welche Not mehr, welche weniger gelindert wird, entscheidet auch die Inszenierung der Geberkonferenzen. Je größer die öffentliche Aufmerksamkeit, desto größer sind die Versprechen, die vor laufenden Kameras gemacht werden. „Die Geber richten sich in einem hohen Maße nach dem öffentlichen Interesse, und die Krise in Syrien und an den Fluchtrouten bekommen viel Aufmerksamkeit", weiß William Spindler, Sprecher beim UNHCR, dem Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen. „In andere Krisenherde, die weniger bekannt sind, fließt dagegen kaum Unterstützung: Vor allem in Afrika sind manche Aufrufe zu weniger als einem Siebtel finanziert, weil die Krisen dort von den Medien und den Menschen vergessen werden."

Eine Krise, die in diesem Jahr auf eine besonders erfolgreiche Geberkonferenz angewiesen sein wird, ist die in der Demokratischen Republik Kongo. Zu der seit Jahrzehnten volatilen Lage im Osten des Landes kommen die Kämpfe in den Kasaï-Provinzen und die Unruhen, mit denen im Wahljahr 2018 zu rechnen ist. UN-Nothilfekoordinator Mark Lowcock glaubt, dass der Kongo neben Syrien und dem Jemen zu den größten Notlagen im laufenden Jahr gehören wird. Die Zahl der

Hilfsbedürftigen schätzt er auf mehr als 13 Millionen, den Finanzbedarf auf knapp 1,7 Milliarden US-Dollar – das ist mehr als doppelt so viel wie im Vorjahr. Und nicht nur Lowcock weiß, dass dafür eine dramatische Ankündigung vor einem halbvollen Pressesaal im Genfer Völkerbundpalast nicht ausreicht. „Die Geberkonferenzen geben uns die Chance zu zeigen, wie dringend Hilfe in einem bestimmten Land gebraucht wird", erklärt Gareth Price-Jones, der für CARE International die humanitäre politische Arbeit betreut. Das sei die positive Seite der Gipfelmanie. „Eine Geberkonferenz schafft Publicity für eine humanitäre Notlage, nicht nur bei den Gebern, auch in der Öffentlichkeit."

Deshalb beginnt die Vorbereitung schon Monate vorher, auch für den Briten, der selbst 15 Jahre im Feld verbracht hat. Die öffentlichen Geberkonferenzen sind nicht nur für Geber, sondern auch für Helfer wie CARE eine Plattform. Mit Videos und Bildern, der Dokumentation von Schicksalen oder den Stimmen der Betroffenen beeinflussen sie maßgeblich, wieviel Aufmerksamkeit eine Krise bekommt. „Viele Diplomaten hier in Genf sind auf unserer Seite, sie wissen, wie wichtig die Hilfe ist", betont Price-Jones. „Aber auch sie brauchen Material und gute politische Argumente, um ihre Außenminister, ihre Finanzminister, ihre Regierungschefs überzeugen zu können." Und so nutzen humanitäre Helfer auf den Gebergipfeln die Macht der Bilder und Stimmen, um für mehr Unterstützung zu werben.

Die wahre Macht liegt allerdings bei den Gebern. Denn selbst wenn sie unter öffentlichem Druck hohe Zusagen machen und dafür bei den Gipfeltreffen gefeiert werden, liegt es allein an ihnen, ob sie die Versprechen wirklich einhalten. Zwingen kann sie niemand, denn Hilfen sind freiwillig. Und Zahlen kompliziert. Wieviel die Versprechen von Gebern auf den Gipfeln wert sind, lässt sich erst im Nachhinein sagen, und selbst dann ist es schwer. Für Syrien und die umliegenden Staaten wurden für 2017 insgesamt 8,9 Milliarden Dollar als Bedarf veranschlagt. Bei einer Geberkonferenz in Brüssel Anfang des Jahres sagten 41 Geberländer sechs Milliarden Dollar zu, „sowohl umgehend als auch langfristig". Neun Monate später standen diesen Versprechen, im Fachjargon pledges genannt, 88 Prozent contributions, also gezahlte Beiträge, gegenüber. Doch das bedeutet nicht etwa, dass die Hilfen bereits angekommen wären, denn contributions sind ein irreführender Sammelbegriff.

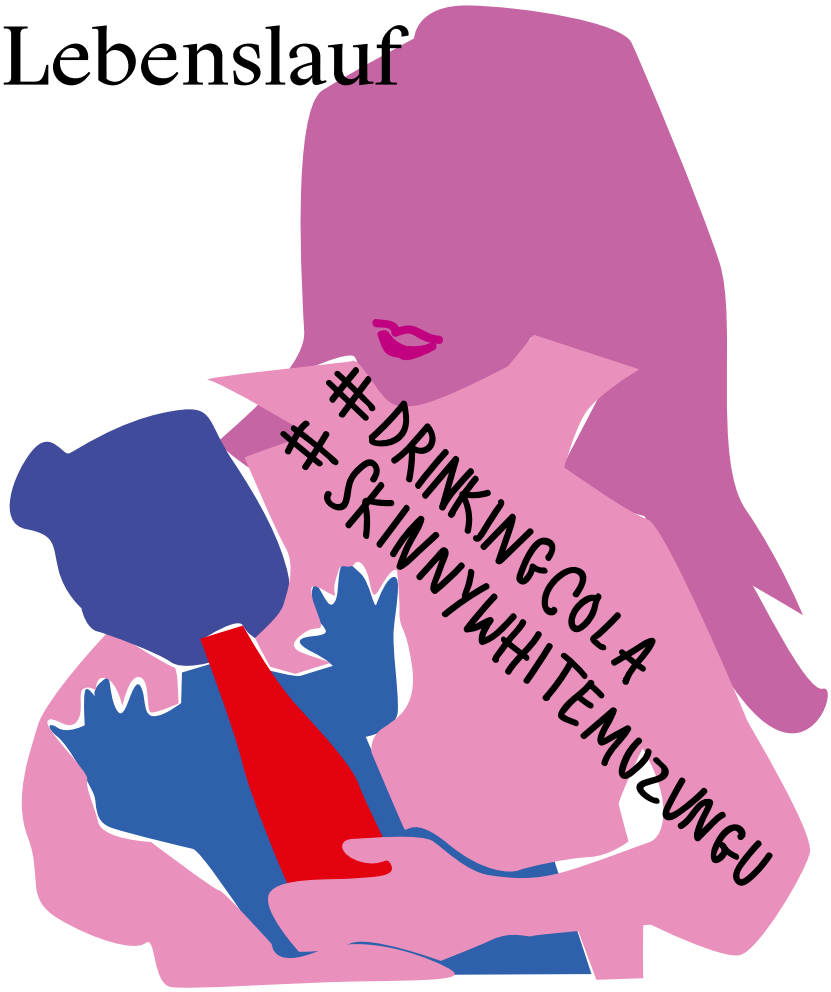
Wirklich geflossen war nicht einmal die Hälfte, nämlich nur 37 Prozent der versprochenen Hilfen. Der Rest war entweder „contracted", also zumindest mit einem verbindlichen Vertrag unterfüttert oder „committed", wozu ein Plan oder irgendeine schriftliche Zusage zählt. Und ein guter Teil, im Falle Deutschlands immerhin 117 Millionen US-Dollar, schlicht ungewiss. Dabei war Deutschland 2017 nicht nur nach den USA der global zweitgrößte Geber, sondern gilt auch als sehr zuverlässig. Andere zahlen noch später, in Naturalien oder gar nicht. Immer wieder versprechen Geber zudem bereits versprochenes Geld noch einmal. Wieviel „frisches" Geld bei den Geberkonferenzen rumkommt, ist eine der schwierigsten Knobelaufgaben für die Helfer. Das Welternährungsprogramm der UN, kurz WFP, einer der größten Hilfsempfänger überhaupt, nimmt deshalb die Ergebnisse der Geberkonferenzen nur noch beiläufig zur Kenntnis. „Unsere Planungsgrundlage sind die Ergebnisse dessen, was uns individuell im Gespräch mit Vertretern bestimmter Länder versprochen wird, das ist verlässlicher", sagt Rasmus Egendal, der in der WFP-Zentrale für die Geberkontakte zuständig ist.

Sein Problem ist das gleiche, das auch alle anderen Helfer haben: Wenn die Hilfsorganisationen am Ende leer ausgehen, sind keine Kameras vor Ort. Selbst laute Kritik ist schwierig. Niemand beißt die Hand, die ihm Geld reicht, egal wie viel davon tatsächlich kommt. Schließlich ist nach der Geberkonferenz immer auch vor der nächsten. Als „vielleicht bestangezogene Bettler" beschreibt deshalb WFP-Chefsprecherin Bettina Lüscher ihre Kollegen. Das beschreibt die Unwürdigkeit der Situation, denn Verzögerungen oder Ausfälle haben für die Hilfsempfänger oft schlimme Folgen. „Das ist schon eine schwierige Lage, wenn man einer Mutter sagen muss: Du kriegst nicht mehr 28 Dollar im Monat pro Person, die Dir eigentlich zustehen, sondern wir müssen das kürzen." Viele Flüchtlinge nagen am Hungertuch, für Schulen oder Arbeitsprogramme fehlt das Geld oft ganz. Der

UNHCR glaubt, dass auch aus diesem Grund 2015 mehr als eine Million Syrer nach Europa flohen.

Experten forderten vor dem World Humanitarian Summit 2016 in Istanbul verpflichtende Beiträge. Dieser Gipfel wurde damals erstmalig ausgerichtet, um politische, wirtschaftliche und zivilgesellschaftliche Akteure an einen Tisch zu bringen und die humanitäre Hilfe weltweit besser zu verzahnen und zu finanzieren. Ein Ziel: Humanitäre Hilfe dürfe nicht jedes Haushaltsjahr neu ausgehandelt werden, müsse von Regierungen und Wirtschaft gleichermaßen getragen werden und auch traditionelle Finanzierungsmechanismen wie den in islamischen Ländern verbreiteten „Zakat" einbinden. Das ist eine Abgabe an arme Menschen, die im Islam eine der fünf Säulen des Glaubens bildet. Doch eine solche Revolution ist nicht in Sicht. Selbst der UN-Nothilfefonds, der nur ein bisschen mehr Flexibilität ermöglichen soll, läuft den Gebern hinterher. Ein Wandel wäre am ehesten durch die einseitige Verpflichtung der wichtigsten Geber denkbar, die Gelder kalkulierbar, ungebunden und auf mehrere Jahre festgeschrieben auszuzahlen. Da die USA, Deutschland, die EU, Großbritannien, Japan und Kanada mehr als zwei Drittel aller Hilfsgelder zahlen, würde ein Beschluss der G7 reichen. Doch nicht nur aufgrund der aktuellen US-Politik ist ein solcher Beschluss derzeit nicht zu erwarten. Dazu ist der Politik das Rampenlicht zu wichtig. Die Abschaffung aller Gebergipfel wäre ohnehin keine Lösung. Denn ohne die politische Währung Rampenlicht würden die Zusagen der Geberländer auf Dauer vermutlich eher sinken als steigen. Ein Beweis dafür, wie viel Macht Hilfsorganisationen auf Gebergipfeln dann doch ausüben. ●

Mein Waisenprojekt, mein Lebenslauf



Erfahrungsbericht:

MIA VEIGEL

Ihre weiße Haut strahlt, ihre rosa geschminkten Lippen lächeln in die Kamera, während sie die Wange eines schwarzen Kindes an ihre eigene presst. „Mit Waisenkindern entstehen die besten Fotos.

So. Süß."

Das ist Barbie Savior. Sie stöckelt auf High Heels durch die Landschaften Afrikas, von denen sie denkt, es seien die eines Landes

Anmerkung der Redaktion: Als Muzungu oder Mzungu werden auf Swahili – einer gängigen Sprache in Ostafrika – oft weiße Touristen bezeichnet.

und nicht eines Kontinents. Und sie rettet arme Waisenkinder, die ohne ihre Hilfe wohl verloren wären. In einem rosafarbenen Fläschchen sammelt sie all die Tränen, die sie beim Anblick dieser so armen, aber doch so glücklichen Menschen vergießt.

„Barbie Savior“ ist ein Satire-Account bei Instagram, der sich über die ahnungslosen weißen Westler lustig macht, die Freiwilligenarbeit in Entwicklungsländern mit einem coolen Urlaubstrip verbinden wollen. Die Betreiber kritisieren, dass es sich oftmals viel mehr um eigene Image-Pflege handelt, als tatsächlich um wirkungsvolle Hilfe vor Ort.

Aber kann man überhaupt helfen, wenn man als junger Freiwilliger in ein Entwicklungsland reist? Oder besser gesagt, wer hilft dann eigentlich wem?

Ich selbst war im vergangenen Jahr nach meinem Abitur für vier Monate in Peru und habe dort in einem Kinder- und Jugendheim an der Nordküste des Landes gearbeitet. Auch ich muss mir die Frage stellen, ob diese Arbeit nicht viel mehr mir geholfen hat, als den Kindern in diesem Heim. Während ich meinen Aufgaben nachging, lernte ich unter Einheimischen die peruanische Kultur und das alltägliche Leben kennen und verbesserte zudem meine Spanischkenntnisse. Viele Möglichkeiten boten sich mir und die Zeit war eine große Bereicherung für mich. Doch wie sieht es umgekehrt aus? Wie viele Peruaner in meinem Alter können nach Europa reisen? Wie viele von ihnen können ähnliche Erfahrungen sammeln wie ich?

Wenn ich an meine Zeit in Peru zurück denke, habe ich auf der anderen Seite aber auch besonders schöne Bilder im Kopf: Bunte Elefanten schmücken heute den Eingang des Kinderheims und der Hof ist um ein großes Trampolin reicher geworden. Unzählige weiße Papiere wurden mit bunten Farben gefüllt und selbstgebaute Drachen flogen am Himmel. Die peruanischen Mitarbeiter erhielten Unterstützung bei der Hausaufgabenbetreuung, Begleitung zum Surfunterricht und bei alltäglichen Aufgaben wie der Vermittlung von Tischmanieren und Hygiene. Bis heute stehe ich in Kontakt mit den Mitarbeitern vor Ort und würde sehr gerne wieder nach Peru zurückkehren, um sie und die Kinder weiter zu unterstützen.

Einräumen muss ich aber auch, dass es während meiner Zeit im Heim ein paar Freiwillige gab, die nur für sehr kurze Zeit dort waren und dann wieder von der Bildfläche verschwanden. Darin sehe ich eine große Gefahr, denn die Kinder in dem Heim kamen aus schwierigen Verhältnissen und wurden in ihrer Vergangenheit bereits stark vernachlässigt und im Stich gelassen. Weiterhin ständig die Bezugspersonen zu verlieren, kann manchmal mehr schaden als wirklich helfen.

Und immer wieder stelle ich mir die offensichtliche Frage: ob meine Arbeit nicht auch ein Einheimischer hätte leisten können. Jemand, der die Kultur und das Land Peru besser kennt als ich. Jemand, der professionell ausgebildet ist, um mit traumatisierten Kindern zu arbeiten.

Nun arbeite ich ein Jahr lang bei CARE als Bundesfreiwillige in der Pressestelle und bekomme einen Einblick in die Arbeit einer internationalen Hilfsorganisation. Ich finde es wichtig, dass „Hilfe zur Selbsthilfe“ ein zentraler Aspekt der Arbeit von CARE ist, denn die einheimischen Mitarbeiter kennen ihre eigene Kultur und die Bedürfnisse ihrer Mitmenschen am besten. Sie sind ausgebildet für das, was sie vor Ort leisten.

Und was ist Barbie Saviors Antwort darauf? „Wer braucht schon eine offizielle Ausbildung, um in Afrika zu unterrichten? Ich nicht!“

Das gro„e Ganze:

ELIANA BÖSE

Die Idee, nicht „einfach nur so“ und für die eigene Entspannung und Abenteuerlust zu verreisen, sondern „für einen guten Zweck“ und mit gutem Gewissen unterwegs zu sein, wird weltweit immer beliebter. Der sogenannte Volunteer-Tourismus, die Kombination aus ehrenamtlichem Engagement und touristischem Erlebnis, stellt eine der am schnellsten wachsenden alternativen Tourismusformen dar. Als Gegenentwurf zum Massentourismus dient „Alternativtourismus“ als Sammelbezeichnung für jene Reisekonzepte, die durch ihren nachhaltigen, sensiblen Charakter den Anspruch haben, Kultur und Umwelt der bereisten Länder zu

schützen, wie zum Beispiel der Ökotourismus. 2016 gingen knapp 4.000 Freiwillige mit dem weltwärts-Programm ins Ausland. Rund 25.000 Menschen hingegen nahmen die Angebote kommerzieller Anbieter in Anspruch, berichtete die Wochenzeitung Die ZEIT. Es sind vor allem privilegierte, junge Erwachsene aus Ländern des Globalen Nordens, die mit guten Absichten im Gepäck und auf der Suche nach authentischen Erfahrungen in Ländern des Globalen Südens mit ihrer Hilfe einen Unterschied machen wollen. Die Zeit zwischen Schule und Studium, auch als Gap-Year bekannt, scheint die optimale Zeit für diese lehrreiche Erfahrung zu sein. Die heute verbreitete Meinung, dass man sich im Ausland selbst neu erfahren und finden kann, ist keineswegs neu und geht auf das 17. Jahrhundert zurück. Schon damals entsandte der europäische Adel seinen Nachwuchs in die Fremde, damit dieser herrschaftliche Manieren an fremden Höfen erlernen sollte. Auch die Verknüpfung von ehrenamtlichem Engagement und Reisen ist keine Erfindung des 21. Jahrhunderts. Doch der „Volunteer-Tourismus“ ist mit seiner professionalisierten Struktur ein eher junges Phänomen.

Die zunehmende Kommerzialisierung dieser geradezu unschuldig daherkommenden Reiseform verwundert daher nicht. Die Zahl der Anbieter wächst stetig und der Markt der Angebote wird immer undurchsichtiger und vielschichtiger: Die Programme variieren von zweiwöchigen bis zu mehrmonatigen Aufenthalten und den verschiedensten Einsatzmöglichkeiten. Alles ist möglich, die engagierten Helfer in spe haben die Qual der Wahl. Das macht der Online-Anbieter auslandszeit.de auf seiner Webseite deutlich: „Würdest du gern in Nepal Schulkinder betreuen und sie in Englisch unterrichten? In Peru in einem Naturschutz-Projekt arbeiten? Dich in Rumänien um Straßenkinder kümmern? Oder lieber in einem südafrikanischen Nationalpark verwaiste Löwenbabys aufpäppeln? All dies ist möglich, denn Volunteer-Projekte gibt es in vielen Ländern auf allen Kontinenten und in den unterschiedlichsten Tätigkeitsbereichen. Es ist auch möglich, zwei oder mehrere Projekte miteinander zu verbinden, durchaus auch in verschiedenen Ländern oder sogar verschiedenen Kontinenten.“

In Abgrenzung zum Massentourismus betonen die Organisationen den moralischen Anspruch und reziproken Charakter ihrer Angebote – also die Absicht, für Reisende und ihre Gastgeber gleichermaßen Vorteile zu bringen. Dabei spielt der vermeintlich nachhaltige, verantwortungsvolle und bildende Charakter dieser Reiseform eine zentrale Rolle. Die Reisenden selbst hoffen darauf, an den Erlebnissen persönlich zu wachsen und neue Fähigkeiten zu gewinnen, in der Fremde unvergessliche Erfahrungen und interkulturelle Begegnungen zu machen und gleich-

zeitig in der „unterentwickelten“ Welt Gutes zu tun. Reiseanbieter machen sich ebendiese Erwartungen zu Nutze und vermarkten ihre Produkte entsprechend. Die Wünsche der potentiellen Reisenden stehen im Fokus, die Bedürfnisse der Projektorganisationen vor Ort sind dabei häufig weniger relevant. Reiseangebote werden auf die Nachfrage der Touristinnen zugeschnitten und müssen so flexibel wie möglich gestaltet werden können. Dabei sollen Interessenten die Möglichkeit haben, auch für kurze Dauer und ohne Qualifikationen einen Auslandsaufenthalt absolvieren zu können. Eingebettet sind diese Industrie, die Begegnungen zwischen Touristen und Gastgeberinnen sowie die Beziehungen zwischen Entsende- und Empfängerorganisationen in globale Machtstrukturen, die von Asymmetrie und Ungleichheit geprägt sind. Überhaupt die Möglichkeit zu haben, in Ländern des Globalen Südens einen „lebensverändernden“ Auslandsaufenthalt absolvieren zu können, ist Ausdruck eines Machtungleichgewichtes zwischen Nord und Süd, das geschichtlich bis in die Zeit des europäischen Kolonialismus zurückreicht.

Auf ihren Internetseiten werben die Anbieter mit Erfahrungsberichten und Bildern ehemaliger Volunteers, doch die tatsächliche Wirkung der Freiwilligenarbeit bleibt unsichtbar. Viele Anbieter neigen dazu, von Armut geprägte Orte als authentische und lebensnahe Umgebungen zu vermarkten, die ein wertvolles, touristisches Erlebnis versprechen. Lokale Institutionen und Projekte spielen bei der Vermittlung der Angebote aber kaum eine Rolle. Hier ist eine problematische Hierarchie zwischen voluntouristischen Reiseanbietern und Hilfsempfängern zu sehen. So stehen oft nicht die Lösung der Probleme der bereisten Gegenden im Zentrum, sondern die Bildung und Bedürfnisse der Freiwilligen sowie der finanzielle Gewinn der Agenturen. Das ist problematisch, denn indem Entwicklungszusammenarbeit als touristische Inszenierung etabliert wird, besteht die Gefahr, dass effektive Entwicklungszusammenarbeit unterminiert wird. Auf Seiten der Reisenden muss ein Bewusstsein für die eigene Position angesichts der ungleichen Machtbeziehungen zwischen Nord und Süd geschaffen werden, damit Begegnungen auf Augenhöhe möglich sind.

Stefan Ewers, Vorstandsmitglied von CARE, meint hierzu: „Freiwilligenarbeit kann die Beziehungen zwischen Menschen und unterschiedlichen Kulturen fördern. Das ist sehr schön und auch erstrebenswert, sagt aber wenig über den Nutzen und die Wirkung für die Menschen vor Ort aus. In der Nothilfe wie auch in der Entwicklungszusammenarbeit ist höchste Professionalität gefordert. In diesen Bereichen Abstriche bei der Qualität zu Gunsten einer breiten Beteiligung von Volunteers zu machen, kann in manchen Bereichen sogar gefährlich sein. Die lokalen Akteure bei der Umsetzung von Volunteering-Programmen nur marginal einzubinden, lässt sie in eine passive Rolle fallen, was dazu führen kann, dass hier ein westliches Überlegenheitsgefühl mitspielt, das Begegnungen auf Augenhöhe unmöglich macht. Wenn jedoch die lokalen Organisationen der bereisten Orte als gleichwertige Partner anerkannt und als solche in den Planungsprozess einbezogen werden und wenn angestrebt wird, dass diese Reisen nicht nur den Volunteers selbst nützen, wird allen Beteiligten ein Mehrwert geboten. Voraussetzung hierfür ist, dass die Volunteers für ihre Aufgaben qualifiziert sind, damit ihre Arbeit nicht schadet, sondern hilft. Findet man dann noch einen verantwortungsbewussten Partner, der die Volunteers gut vorbereitet und betreut, dann steht einem Einsatz vielleicht doch nichts mehr im Weg.“

Letzten Endes ist es also die Verantwortung eines jeden selbst, zu überlegen, wie und wo er oder sie Gutes tun kann. Dabei muss man nicht auf seine eigenen Interessen und Wünsche verzichten. Eine kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Fähigkeiten und wie man sie sinnvoll einsetzen kann, ist ein erster Schritt. Wer selbstkritisch feststellt, dass es ihm eigentlich nur um das Abenteuer Ausland geht und die Möglichkeit, neue Orte kennenzulernen, der sollte ehrlich sein und sich in die Rolle begeben, die für solche Bedürfnisse gemacht ist: die des Touristen. Über neugierige, offene und respektvolle Besucher, die mit ihren Reisen etwas Geld in die örtliche Wirtschaft bringen, freut sich sicherlich jede Gemeinde mehr als über einen vermeintlichen Helfer, der nur Arbeit macht. ●

WAS WURDE AUS ...
BESNIK LEKA?

Von SABINE WILKE

Foto: privat

„Junger Mann, junges Land“ titelten wir 2013, als die Ausgabe 7 von CARE affair zum Thema JUNG veröffentlicht wurde. Damals feierte der Kosovo einen runden Geburtstag: Fünf Jahre zuvor hatte die Republik ihre Unabhängigkeit von Serbien erklärt, die auch von der Europäischen Union unterstützt wird, aber international nicht von allen Staaten anerkannt wird.

Fünf Jahre später. Ich traf Besnik zwischendurch mehrfach im Kosovo und einmal in Serbien, wo er beruflich für CARE unterwegs war. Was hat sich seitdem verändert, für ihn, für sein Land, frage ich Besnik?

„Die jungen Menschen im Kosovo sind sehr enttäuscht. Es gibt hier einfach keine Jobs, selbst wenn man einen guten Universitätsabschluss hat. Niemand vertraut der Politik. Wir hatten alle sehr große Hoffnungen vor zehn Jahren. Alle orientieren sich an Europa, jeder hier fühlt sich europäisch. Wir dachten, uns stünden die Türen offen. Aber das stimmte einfach nicht. Das fängt schon beim Reisen an: Es gibt Länder hier in der Region, wie Kroatien, Bosnien und

Bulgarien, in die wir mit unserem Pass schlichtweg nicht reisen können. Und ein Schengen-Visum bekommen die wenigsten. Selbst mir wurde neulich ein Visumsantrag für Deutschland abgelehnt. Ich wollte meine Schwester in Stuttgart besuchen. Ich habe schon 52 Länder auf der Welt bereist. Warum lehnt man da mein Visumsgesuch ab?“

Besnik sagt von sich selbst, dass er privilegiert ist. Er bekam ein Stipendium, um drei Monate lang in den USA zu studieren. „Ich war am Dartmouth College und studierte feministische Theorie und Gender-Studien. Ich lernte viel Theorie und konnte meinen Horizont erweitern. Ich wusste vorher nicht, wie viele Nuancen es gibt für ethnische Zugehörigkeit und sexuelle Orientierung. Und ich bekam die Chance zu lernen, wie man feministische Theorie in unterschiedlichen Kontexten anwendet. Das hat mir sehr dabei geholfen, mit den spezifischen Herausforderungen des Kosovo umzugehen.“

Für CARE arbeitet Besnik weiter in der Young Men Initiative, einem Programm, dass auf dem Balkan jungen Männern dabei hilft, ihre Rolle in der Gesellschaft zu finden. Abseits von typischen Männerklischees und Gewalt. Doch die Finanzierung solcher Projekte auf dem Balkan steht auf wackeligen Beinen. CARE kann immer nur für wenige Monate planen. Teilweise musste Besnik seine Arbeitszeit um die Hälfte reduzieren. „Plötzlich nur mit dem halben Gehalt über die Runden zu kommen, war sehr schwierig.“

Deshalb hat sich Besnik kürzlich ein zweites Standbein aufgebaut. Er ist jetzt auch Unternehmer. Sozialunternehmer, um genau zu sein. „Mein Vater war Förster, deshalb war ich als Kind immer im Wald unterwegs. Ich liebe es, mit Holz zu arbeiten. Dann entwickelte sich alles zufällig: Ein Freund von mir mochte eine Lampe, die ich selbst gebaut hatte, mit einem Lampenfuß aus Holz. Und dann kontaktierte mich jemand auf Facebook und wollte eine Lampe kaufen. Heute habe ich ein Geschäft. Und bald möchte ich hier Jugendliche einstellen, zwei Jungs, zwei Mädchen. Das Holz für die Füße sammele ich im Wald. Ich möchte ökologisch achtsam sein, deshalb ist es mein Plan, 100 Bäume zu pflanzen. Ich möchte der Natur etwas zurückgeben.“

Im Rahmen der Young Men Initiative arbeitet Besnik inzwischen auch viel mit Vätern aus einfachen Verhältnissen. Viele können weder lesen noch schreiben. Das Projekt hilft ihnen dabei, zu verstehen, welche Verantwortung und Freude es sein kann, Vater zu sein. „Ich sage immer, es wird kein Gesetz geben, dass Euch zwingen wird, nachts um zwei Uhr aufzustehen, um Euer Baby zu beruhigen. Ihr müsst einfach fühlen, dass es Eure Verantwortung ist.“ Nach den CARE-Workshops bekommt er häufig rührende Nachrichten: „Ich habe heute für meine Familie Pizza gemacht. Hat noch nicht so gut geschmeckt, aber ich übe.“ Oder: „Heute habe ich meinem Sohn zum ersten Mal gesagt, dass ich ihn liebe.“

Auch in seiner eigenen Familie sieht Besnik Veränderungen. „Mein Vater ist jetzt 68 Jahre alt. Und plötzlich macht er morgens den Kaffee. Und kocht und putzt. Meine Eltern sehen mich manchmal im Fernsehen, wenn ich etwa in Kochshows auftrete oder bei anderen Sendungen, um über unsere Arbeit mit jungen Männern zu sprechen. Sie sind sehr stolz auf mich.“

Und wo sieht der heute 32-Jährige sich in weiteren fünf Jahren?

„Ich möchte definitiv hier im Kosovo bleiben. Nach meinem Studium in den USA bekam ich ein Angebot, dort an einer Universität zu arbeiten. Das war sehr verlockend. Ich ließ die E-Mail drei Tage geöffnet liegen … Aber hier ist meine Heimat. Und ich möchte meinen Beitrag dazu leisten, dass der Kosovo für junge Menschen eine Heimat sein kann.“ ●

AUTOREN

Ein Auszug derer, die einen Beitrag zu dieser Ausgabe geleistet haben.

Anika Auweiler
ist Musikerin und kümmert sich bei CARE um Events und Aktionen. Für diese Ausgabe hat sie sich mit digitalem Hass beschäftigt und kämpft seitdem als Troll of Love mit Komplimenten für mehr Liebe im Internet.

Daniel Al-Ayoubi
ist Referent für Online-Kommunikation bei CARE und hat nach dem Schreiben seines Artikels über Dauerspender jetzt den Anspruch an sich selbst, nicht nur in Videospielen den nächsten Level zu erreichen.

Eliana Böse
ist Referentin für Ehrenamt und Schulen bei CARE. Sie betreut auch den Schreibwettbewerb und freut sich immer wieder, bei der Preisverleihung die Personen hinter den spannenden Texten kennenzulernen.

Jennifer Bose
arbeitet seit April 2017 als Kommunikationsreferentin bei CARE und ist größtenteils in humanitären Krisen und Katastrophengebieten unterwegs. Wann immer sie dort Kinder fotografiert und ihnen ihr Foto im Kameradisplay zeigt, gibt es großes Gelächter und alle posieren für sie.

Stefan Brand
ist Medienreferent bei CARE und ausgebildeter Journalist. Er findet, dass der Begriff Macht zu oft nur auf Entscheidungen „von oben“ angewendet wird. Dabei kann Macht auch die Chance bedeuten, gegen eine scheinbar aussichtslose Situation anzukämpfen. Solche Menschen gibt es auch bei CARE. Ihre Geschichten bringt er an die Öffentlichkeit.

Marc Engelhardt
ist Journalist und berichtet seit 2011 aus Genf über die UN und die weltweite humanitäre Hilfe. Gerade erschien sein Buch zum Thema „Weltgemeinschaft am Abgrund“.

Anja Engelke
unterstützt CARE als studentische Hilfskraft. In ihrem Studium des Journalismus an der Uni Mainz widmet sie sich jeden Tag der Macht der Sprache.

Tanja Geltsch
ist Designerin aus Bonn und arbeitet zum ersten Mal bei CARE affair mit. Ihre wichtigste Lektion beim Magazinmachen: Immer gute Kekse auf dem Schreibtisch vorrätig halten.

Ruth Hagengruber
ist Professorin für Praktische Philosophie und Leiterin des Philosophischen Fachs an der Universität Paderborn. Sie gründete 2006 den Forschungs- und Lehrbereich EcoTechGender, in dem Fragen der Wirtschafts- und Informationsethik und ihre Relevanz für Geschlechterfragen untersucht werden. Seit 2016 ist sie Leiterin des internationalen Forschungszentrums History of Women Philosophers and Scientists.

Sven Harmeling
koordiniert für das Netzwerk CARE International die Arbeit zu klimapolitischen Fragestellungen. Die doppelte Bedeutung von „Power“ im Englischen – Energie und Macht – findet er inspirierend und fast schade, dass dies im Deutschen nicht ganz so gut passt.

Rakiétou Hassane Mossi
arbeitet bei CARE im Niger als Kommunikationsreferentin. Sie liebt es, neue Kulturen zu entdecken und dass ihre Arbeit ihr das ermöglicht. Sie findet, dass man Macht nicht hat, sondern sie nur von jemandem übertragen bekommen kann. Für die Interviews zu Polygamie hatte sie Hilfe von zwei Kollegen, Elizabeth und Lalo.

Anica Heinlein
ist politische Referentin bei CARE. Dabei hat sie es oft mit mächtigen

Leuten und täglich mit vielen verschiedenen Formen von Macht zu tun: der Macht von Worten, der Macht von Fakten und der von persönlichen Schicksalen. Sie ist überzeugt: ohnmächtig ist niemand. Und die Macht von vielen, die sich gemeinsam für etwas einsetzen, sollte man nie unterschätzen.

Esther Sophia Henn
ist in ihrem fünften Jahr bei CARE. Nachdem sie 2013 als Bundesfreiwillige im Online-Marketing anfing, arbeitet sie heute als studentische Hilfskraft für Unternehmenskooperationen. An der CARE affair wirkt sie zum ersten Mal mit.

Wolfgang Jamann
war bis Ende 2017 Generalsekretär von CARE International. Heute leitet er das International Civil Society Center in Berlin. Das Center fördert den Austausch und die Zusammenarbeit im Non-Profit-Bereich und setzt auf die Macht des Wissens und der Vernetzung.

Jens Mennicke
ist Designer und Journalist, und seit der ersten Ausgabe der Art Director von CARE affair. Den Themen in CARE affair die richtige Tonalität zu geben – ohne stereotype Schubladen zu bedienen – ist seine Aufgabe. Mit der zweiten Ausgabe zum Thema „Wasser“ gewann er auch seinen ersten Designpreis – seitdem wurde er für seine grafischen Arbeiten mit über 30 Designpreisen ausgezeichnet. Jens lebt in Düsseldorf und arbeitet in Köln.

Johan Mooij
leitet das Büro von CARE im Jemen. Im November 2017 eskalierten die Kampfhandlungen und alle Grenzen wurden abgeriegelt. Wie sich eine solche Situation für Helfer anfühlt, beschreibt er in seinem Tagebuch.

Bettina Rühl
ist freiberufliche Journalistin mit Schwerpunkt Afrika. Sie lebt seit 2011 in Nairobi. Von dort aus berichtet sie aus der Region, aber auch von anderen Teilen des Kontinents.

Simone Schlindwein
berichtet als Korrespondentin der Tageszeitung taz aus Uganda, Ruanda, Burundi, der Demokratischen Republik Kongo und der Zentralafrikanischen Republik. 2017 veröffentlichte sie gemeinsam mit Christian Jakob das Buch „Diktatoren als Türsteher Europas - wie die EU ihre Grenzen nach Afrika verlagert“.

Mia Veigel
ist Bundesfreiwillige bei CARE und fühlte sich als große Schwester eines kleinen Bruders früher mächtig wichtig, wenn die Eltern mal nicht da waren. Heute, ein paar Jahre und einige viele Zentimeter später, haben sich die Machtverhältnisse allerdings verändert.

Elissa Webster
liebt Worte, Sonne und Kokosnüsse und liebt deshalb ihre Arbeit als Kommunikationsreferentin für CARE auf Vanuatu. Für Hilfsorganisationen und Medien hat sie schon über unzählige Themen geschrieben, in denen Macht fast immer eine Rolle gespielt hat. „Es ist so eine Sache mit der Macht – wir alle brauchen sie, viele von uns streben danach, und gleichzeitig kann zu viel oder zu wenig Macht über unser Schicksal entscheiden.“

Sabine Wilke
leitet die Abteilung Kommunikation und Advocacy bei CARE und verantwortet die Redaktion des Magazins. Sie stellt fest, dass ein paar Dinge definitiv zu viel Macht ausüben, wenn man eigentlich lektorieren sollte: Der Skype-Chat. Und der Twitter-Feed. Und … und … und …

KIOSK

Alle erschienenen Ausgaben von CARE affair könnt Ihr kostenfrei bei uns bestellen.
Eine E-Mail an redaktion@care.de mit Angabe des Titel genügt und CARE affair
kommt zu Euch nach Hause.

No. 11
Macht

NEWSLETTER ABONNIEREN:

CARE.DE/ NEWSLETTER

#6
Frauen

#7
Jung

#8
Geld

#9
Heimat

No. 10
Intim

#1
AIDS

#2
Wasser

#3
Lernen

#4
Hunger

#5
Sport

DIALOG

Ihr wollt mit den Autoren ins Gespräch kommen? Kritisieren, lobhudeln, hinterfragen?
Mehr Exemplare bestellen? Wir freuen uns über jede Meldung auf allen Kanälen:

CAREDL @care_de redaktion@care.de

www.careaffair.de

climate neutral
powered by ClimatePartner°
Print | ID 12682-1802-1002

Foto Umschlag: Walt Disney Productions, distributed by King Features Syndicate

CARE engagiert sich mit rund 9.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in über 90 Ländern für die Überwindung von Armut, Hunger und Krankheit.

In der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit blickt CARE auf über 70 Jahre Erfahrung zurück.

CARE hat Beraterstatus bei den Vereinten Nationen und hilft unabhängig von politischer Anschauung, religiösem Bekenntnis oder ethnischer Herkunft. CARE ist Mitglied des Deutschen Spendenrates und verpflichtet sich den Standards der Initiative Transparente Zivilgesellschaft. 2014 belegte CARE den 3. Platz beim Spiegel Online-Test zur Transparenz der 50 Top-Spendenorganisationen in Deutschland.

3 € SUPPORT
FÜRS MAGAZIN.
YOUR
CARE AFFAIR!

care®
Die mit dem CARE-Paket